



H. Freh. v. Loudon  
Berlin-Steglitz  
Munsterdamm 1

# Wir zogen in das Feld...

Als M.G.Mann neun Monate im Baltenregiment

von

D. Hartge



Reval, 1928  
F. Waffermann

Est. A-3734

H. Freih. v. Loudon  
Berlin - Steglitz  
Munsterdamm 1

# Wir zogen in das Feld...

Als M.G.Mann neun Monate im Baltenregiment

von

**D. Hartge**



Reval, 1928  
F. Wassermann

---

Eitländische Druckerei A.-G. Reval.

---

Dieses kleine Buch soll keine historische oder militärische Schilderung des Baltenregiments und seiner Tätigkeit geben. Es will nur in lose aneinandergereihten Bildern Erinnerungen eines Einzelnen an diese bewegte Zeit, die jetzt allmählich schon in weiter Ferne verschwimmt, bringen. Im vorigen Herbst fand ich beim Räumen eine Anzahl von beinahe vergessenen Niederschriften und alten Feldpostbriefen vom Jahre 1919 und mir kam der Gedanke, dieselben zu veröffentlichen.

Zu verschiedenen Zeiten entstanden (die Briefe sind im Laufe des Feldzugs geschrieben, die verschiedenen Schilderungen meist im Herbst 1919), unterscheiden sich die einzelnen Abschnitte in Stil und Charakter von einander. Ich habe dieses absichtlich nicht geändert, um den Eindruck des unmittelbar Erlebten nicht doch bei der Umstilisierung zu verwischen und hoffe, daß die Kameraden, die dieses Buch zur Hand nehmen, sich an manche der von mir beschriebenen Situationen erinnern werden. Gelingt es mir so, Vergessenes wieder ins Gedächtnis zurück zu rufen, so ist der Zweck dieses Buches erfüllt.

## Dienst.

Aufstehn, A—uffstehn!“

Der grobe, rohe Ton eines Befehls riß mich aus dem tiefsten Schlaf. Ringsum ein geräuschvolles Erwachen. Einige Spaßvögel ahmten den Unteroffizierston nach, andere reckten sich gähmend, wieder andere schimpften über die Störung. Letzten Endes waren aber alle durch den Lärm und das Getriebe munter geworden, die Decken wurden abgeworfen und mit steifgefrorenen Knien kletterten die „Oberer“ von ihren zweistöckigen Bittchen, wobei es Neckereien und Streit mit den auf der unteren Etage Liegenden gab. Das Anziehen ging, da wir halb angekleidet schliefen, sehr schnell von statten. Eine böse Klippe war noch zu überwinden — das Waschen, das trotz des strengen Frostes draußen an der Pumpe erledigt werden mußte und mich jedesmal bis ins Innerste durchkältete. Erfriecht und voll fauler Wize drängte sich der Schwarm so schnell wie möglich in die Kaserne zurück, die von täglich dazu bestimmten Dejouranten gereinigt und gelüftet wurde. Schnell wurden die Strohlager geordnet, Holz gehackt und die Öfen geheizt, dann begann der Morgenimbiß. Ein Mann von jeder Gruppe ging mit einem Kochgeschirr Kaffee „fassen“; das unwahrscheinlich heiße Getränk wurde mit einem Krüge verteilt und so rasch wie möglich heruntergetrunken, um recht viel Wärmeeinheiten aufzuspeichern. Marmelade und graues, recht fade schmeckendes Kommißbrot vervollständigten das Frühstück,

das gerade genügte, um das Gefühl absoluter Nüchternheit zu vertreiben.

Dann begann der Dienst. Es wurde im Gange der Kaserne angetreten. Der Unteroffizier, ein braver, stramm soldatischer Schlosser aus dem Wuppertal, ging die Reihe entlang, befahl hier einem den Bauch einzuholen, riet dort einem die Nase höher zu heben oder die Brust mehr heraus zu nehmen und knurrte etwas wie „schlappe Bande“ und „Sammelherde“ zwischen den Zähnen. Dann wurden Griffe geklopft, immerzu: „Dasss Gewehr — über!“ „Gewehr bei Fuß!“ Es ging trotz allem Eifer nicht sehr gut, aber der Unteroffizier sah wohl ein, daß sehr viel mehr von uns nicht zu erreichen wäre. Er war sich überhaupt nicht so recht klar darüber, wie er sich zu uns stellen sollte und sein Umgangston variierte daher beständig zwischen großer Höflichkeit und Saugrohheit.

Viel Zeit konnten wir aber auf militärische Feinheiten nicht verwenden. Nach eine Viertelstunde ging es daher schon auf den Platz hinaus, wo wir Marsch-, Sprung-, Anschlag- und Schwärmübungen machen mußten und mehrere Stunden so herumgehetzt wurden, daß wir heilfroh waren, als wir zur Instruktionsstunde wieder in die Kaserne mußten. Mit geheimnisvoll, wichtiger Miene stellte Gerhardt, so hieß der Unteroffizier, das leichte Maschinengewehr, L.M.G. 08, auf den Tisch, stützte sich mit der Faust auf den Schloßkasten und fing an zu instruieren: Das Maschinengewehr, abgekürzt M. G., ist eine Waffe, die vermittelst des Rückstoßes der Pulvergase und die Federkraft . . . . . bitte meine Herren wiederholen.“ Wehe dem, der nur ein Wort anders stellte! Wir murrten und spotteten über diese auf ungebildete Kerle zugeschnittene Lehrmethode, hatten aber oft auch unsere helle Freude daran. Einmal erklärte Gerhardt uns einen Bombenwerfer, der nicht funktionieren wollte und nur feststand, wenn man einen Holzkeil in den Verschuß stopfte. „Eigentlich eine recht primitive

Sache.“ entfuhr es einem von uns. Gerhardt sah uns verdutzt an und sagte „Primitiv, aber einfach!“, womit er auch zweifellos den Kern der Sache traf.

Am meisten lernten wir, wenn sich Gerhardt von uns verleiten ließ, anstelle des M. G. Reglements, von seinen Kriegserlebnissen zu erzählen. Dann konnte er so in Eifer geraten, daß er das Gewehr an sich riß, um uns zu zeigen, wo die verdamnte Hemmung saß, die er bei Skiernewize 100 Meter vor den anstürmenden Russen in 25 Sekunden behoben hatte. Wenn er dann weggegangen war, kauerten wir uns selbst vor unseren Gewehren hin, versuchten seine Handgriffe nachzumachen und waren rasend stolz, wenn wir eine ähnliche Sekundenzahl, wie er, erreichten. So drangen wir allmählich in die Mysterien des R. M. G., dieser zarten und doch so leistungsfähigen Waffe, ein. Die Zeit zum Mittagessen war schneller, als erwartet, da. In langer Reihe zogen wir zum Küchenunteroffizier, der auf dem Trittbrett seiner Feldküche stehend jedem Mann einen „Schlag“ Suppe in sein Kochgeschirr füllte, wobei er mit einer auf langer Praxis beruhenden Geschicklichkeit dafür sorgte, daß jeder ein Stück Fleisch mitbekam. Trotz dieser Sorgfalt kamen aber immer die Letzten ein wenig knapper weg, als die zuerst Gefommenen.

Am Nachmittag marschierten wir in die Ratshoffche Sandgrube, wo wir mit unseren M. G. schossen. Todmüde und sehr durchgefroren kamen wir abends in der Kaserne an. Nach einem kurzen Imbiß, der wie am Morgen aus Brot, Marmelade und Kaffee bestand, sammelten sich diejenigen, die noch nicht schlafen konnten, in der Kantine, einem kleinen Raum, in dem ein dicker reichsdeutscher Kantinenunteroffizier, von Zivilberuf Bänfelsänger, dünnes Bier, Rotwein „solange Vorrat“ und Zigaretten feilbot. Bei einem Glase wurden hier die Tagesneuigkeiten besprochen und kritisiert. Niemand mußte damals noch, ob wir nach Süden abrüden oder Dorpat

verteidigen würden. Manche sprachen auch von einem Zuge nach Reval, doch schien dieser Ausweg recht fraglich, da die estnische Einberufung nicht recht vom Fleck kam und daher mit einem weiteren Vordringen der Roten gerechnet werden mußte. Obgleich aber die Zukunft noch recht unsicher und die Aussichten auf einen militärischen Erfolg schwankend waren, herrschte eine fröhliche und gute Stimmung, standen doch alle noch unter dem großen Eindruck der Versammlung im Livländer Conventsquartier am 27. November, auf der die Aufstellung des Heimatschutzes einstimmig beschlossen worden war. So wurde denn bald ein Lied angestimmt, dem andere folgten. Manches gute alte livländische „Pratchen“ wurde erzählt und belacht, bis um 12 Uhr Nachts Polizeistunde geboten wurde. Fröstelnd zogen wir uns im kalten Schlaßsaal der Kaserne, den auch die riesigen Eisenöfen nie recht erwärmen konnten, aus und turnten über die Beine schlafender Kameraden hinweg auf unsere Plätze im Stroh, froh, daß diese Nacht noch keine Wache zu „schieben“ war, und uns bis sechs Uhr früh eine ungestörte Ruhe winkte.

## Ausmarsch.

Es war anders gekommen, als wir es uns gedacht hatten. Nach langen Tagen, in denen ein Gerücht das andere abgelöst, eine Hiobsbotschaft die andere überholt hatte, fiel endlich die Entscheidung: wir sollten nach Reval abziehen, um uns dort mit den neuformierten estnischen Truppen zu vereinigen.

Viel Zeit war nicht zu verlieren. Am 19. Dezember hörten wir den ganzen Tag über nahen Kanonendonner. Die Roten hatten bei Kamby die „Balachowitschi“, (russische Weißgardisten) angegriffen und geschlagen, in wenigen Stunden konnten sie vor der Stadt angelangt sein. So mußten wir schon am selben Abend unsere Kaserne an der Samajchen Straße verlassen und auf das Gut Ratschhof ziehen, wo wir freies Feld um uns hatten und sicher waren, in der Nacht nicht umzingelt und niedergemacht zu werden.

Der Morgen des 20. brach trübe an. Der Himmel war dicht bewölkt, ein Stübmwetter war im Anzuge. Es froh Stein und Bein. Der Aufbruch verzögerte sich stundenlang, da das Anspannen der Pferde nicht recht klappen wollte, die Wagen beständig in einander fuhren und es geraume Zeit dauerte, bis die ungeübten Mannschaften den langen Wagenzug in Ordnung gebracht hatten. Trotz der Kälte und der im Allgemeinen trostlosen Lage war unsere Stimmung, als es endlich losging, gut: Die Zeit des tatenlosen Wartens war endlich vorüber. Nun mußte, so hofften wir, bald die Entscheidung kommen. Bis Kerrafer, wo gerastet und Mittag

geessen wurde, ging der Marsch in flottem Tempo. Als wir dann aber in den Talkhoffschen Wald kamen und das Unwetter, das so lange am Himmel gedroht hatte, losbrach, da stellten sich unserem Weitermarsch ganz unerwartete Hindernisse in den Weg. Die Straße war vereist und zu schmal für die breiten Kolonnenwagen. Die Pferde stürzten beständig, die Wagen rutschten, und ehe man es sich recht versah, lag eine große Fuhr nach der anderen im tiefen Graben. Dazu kam noch, daß als Kutscher Herren dienten, die ihres Alters wegen vom Frontdienst abgewiesen waren und nun auf diese Weise am Feldzug teilzunehmen hofften. Bei der Kälte und nach dem langen Marsch versagten viele von ihnen völlig.

Unter harten Anstrengungen richteten wir jüngeren Leute Fuhr um Fuhr auf und schoben sie wieder auf den Weg zurück, um sie immer und immer wieder umstürzen zu sehen. Eines Jüders mit Hafersäcken erinnere ich mich noch deutlich, das ich wohl 20 Mal habe aufrichten helfen. Der arme Fahrer war der Verzweiflung nahe, bis er bei einem neuen Sturz unter die schweren Säcke geriet, so daß wir ihn in den Sanitätswagen abfertigen mußten. Lange, lange Stunden haben wir uns so bei eisigem Frost abgequält, bis wir endlich am Morgen in Talkhof ankamen. Wir hatten für die letzten 8 Kilometer Weges 16 Stunden gebraucht. Kurze Zeit nach unserer Ankunft in Talkhof trafen einige Bekannte aus Dorpat auf Bauerschlitten ein, die erzählten, daß die Roten in der Stadt eingerückt wären und die Mehrzahl der in Dorpat verbliebenen estnischen Soldaten zu ihnen übergelaufen wäre. Auch einige Versprengte von einer estnischen Schülerabteilung holten uns im Laufe des nächsten Tages ein und erzählten, sie hätten sich nur bei Nacht aus Dorpat retten können. Wir waren keinen Tag zu früh ausgerückt.

## Weihnachtsabend.

Seit acht Uhr morgens marschierten wir ohne gegessen zu haben bei 15 Grad Kälte und tausendem Schneewind durch Stübmwellen und über vereiste Wege.

Am Mittag machten wir in Oberpahlen für wenige Minuten Rast. Jemand hatte ein Tannenbäumchen erstanden. Mit einem kurzen, daumendicken Lichtstumpf geschmückt, wurde es auf die Lette im geräumigen Krugszimmer gestellt, das vom Scheine des einzigen Lichtes nur schwach erleuchtet wurde. Jemand stimmte „Es ist ein Ros entsprungen“ an und alle fielen ein. Dann herrschte eine lautlose Stille, bis wir wieder weiter mußten.

Stunden vergingen in eintönigem Marsch.

Die Sonne, die sich den Tag über hinter Wolken verborgen hatte, war untergegangen. Unversehens brach die Dämmerung herein. Eifig sauste ein scharfer Nordost über die weite, eintönige Ebene und warf Wolken von feinem Schneestaub auf die langgestreckte Kolonne, die auf dem tiefberstühmten Wege langsam dahinzog.

Ein trauriger Weihnachtsabend.

Endlich, um 9 Uhr abends zeigten sich Lichter. Dunkle Lannengruppen stiegen aus dem Schneetreiben, Häuser — breit, groß und schwer mit freundlich erleuchteten Fenstern unter breitem Dach — wurden sichtbar. Das Gut Zimmafer.

Die Schlitten wurden mit viel Geschrei und wenig Geschick in langen Reihen aufgeföhren und abgeladen, die Pferde ver-

sorgt. Dann wankte alles totmüde ins Haus. Viele waren so erstarrt, daß sie es lieber vorzogen, sich in ihren nassen Stiefeln hinzulegen, als die erfrorenen Finger zu rühren. Erst ganz allmählich kam wieder Leben in die Gesellschaft. Jemand rief zum Essen.

Im Speisezimmer herrschte reger Betrieb. Zwei große Gefäße mit Grütbrei und Tvorog standen am Ende des langen Speisetisches und eine dicke, gutmütige Wirtin füllte jedem der sich hungrig Herandrängenden seinen Feldkessel bis zum Rande. Dazu gab es ein großes Stück geräucherten Speck und einen Krug Milch. Nie hat mir ein Festessen so gut geschmeckt, wie dieser einfache Weihnachtsschmaus.

Den Abend beschloß eine schlichte Weihnachtsfeier unter einem großen, lichtergeschmückten Tannenbaum, den uns der Gutsbesitzer als freundliche Festüberrraschung gestiftet hatte. Wohl manchem von uns schien dieser lichtergeschmückte Baum wie der letzte Gruß der versinkenden Heimat. Die wahre, helle Weihnachtsfreude konnte daher nicht so recht aufkommen und so suchten wir bald unser Strohlager in den dunklen Nebenräumen auf.

## Külwando.

Wir hatten unser leichtes M. G. beim Herannahen der Nacht an der Wegecke von Kirgo in Stellung gebracht, nachdem wir einige Zäune flüchtig demoliert hatten, um ein leidliches Schußfeld zu schaffen. Die Roten sollten im gegenüberliegenden Wald stecken. Unsere Patrouille hatte sie im Buschwächterhaus von Külwando mit Handgranaten überrascht, nun war der zweite Zug hingefandt worden, um sich dort endgültig festzusetzen, ehe sie Verstärkungen erhielten. Wir saßen am Wegrande, warteten fröstelnd und lauschten angespannt in die stille Winternacht hinein. Die Zeit dehnte sich endlos. Da ertönte der scharfe Knall eines Gewehrschusses im Walde, zwei, drei dumpfe Schläge antworteten. Dann prasselte plötzlich ein allgemeines Gewehrfeuer los, das von dem regelmäßigen und geschäftigen Knattern der M. G. übertönt wurde.

Wir waren aufgesprungen und lauschten. Einzelne verlorene Kugeln summten hoch über unsere Köpfe hinweg. Wohl eine halbe Stunde dauerte das Schießen, eine ganze Skala von Gefühlen des Grauens, der Erwartung, der Enttäuschung nicht dabei zu sein, und der Genugthuung sich in Sicherheit zu befinden in uns hervorruhend. Dann ebhte der Lärm langsam ab. Nochmals ertönte der dumpfe Schall einer Handgranatexplosion und alles wurde wieder still. Nach langem Warten hörten wir eilige Schritte im Walde und ein einzelner Mann vom zweiten Zuge kam herangelaufen. Wir traten ihm ent-

gegen: „Was ist los? Wie steht es?“ Atemlos vom langen und schnellen Lauf konnte er nur abgerissen antworten: „Viele Verwundete — wer, konnte ich in der Dunkelheit nicht ausmachen — ein unmäßiges Feuer. Ich soll Schlitten holen.“ Wir sahen uns stumm an. Eine maßlose Enttäuschung befiel uns. Keiner wagte ein Wort zu sagen. Wenige Minuten später waren vier, fünf Schlitten bespannt und wir erhielten den Befehl, als Unterstützung mitzufahren. In schnellem Trabe ging es in den dunklen Wald hinein. Je weiter wir kamen, desto langsamer ging die Fahrt. Das Schweigen des Waldes, die scheue Furcht vor einem herannahenden Unheil, das ganze Grauen des ungewohnten nächtlichen Waldgefechts mit all seiner Ratlosigkeit und Ungewißheit machte uns wortlos. Der vorderste Schlitten hielt so plötzlich, daß wir fast ineinanderfuhren. Am Wege kauerten zwei dunkle Gestalten: Verwundete, die in Erwartung der Schlitten hierher getragen worden waren, um gleich zurückgeführt werden zu können. Die ersten Verwundeten! Widerstrebend und schauernd hoben wir ihre schlaffen, durchnässten und schweren Körper auf den hintersten Schlitten, der kehrt machte und zurückfuhr. Dann ging es zu Fuß weiter. Ein Verwundeter nach den anderen kam von Kameraden gestützt oder getragen an uns vorbei. Nach langem tastendem Vorkriechen und angespanntem Horchen kamen wir in der vordersten Linie an, welche aus einer dünnen Reihe vom Kameraden bestand, die mit verfürten Augen und sichtlich bis ins Innerste erschüttert im tiefen Schnee hockten. Unzusammenhängend erzählten sie uns, die Roten hätten sie überraschend aus nächster Nähe mit zwei M. G. beschossen, die mittlere Gruppe wäre sofort im Feuer zusammengebrochen. Mit Mühe hätte man die meisten Verwundeten retten können, alle Anstrengungen, den letzten auch noch zurückzuschleppen wäre am Feuer der Roten gescheitert. Dann hätten die Roten zur Umgehung ausgeholt, so daß der Kampfplatz geräumt werden mußte.

Da völlige Unklarheit über die Stärke der Roten herrschte und ein Waldgefecht gegen einen unbekanntem Feind für unsere ungeübte Truppe sehr gefährlich enden konnte, wurde nach Rettung der Verwundeten der Rückzug auf Nirgo befohlen.

Am nächsten Morgen stellten unsere Patrouillen fest, daß die Roten Kälwando geräumt hatten. Örtliche Einwohner erzählten, sie hätten uns mit 150 Mann aufgelauert und sogar einen Überfall auf Nirgo geplant, der aber durch unseren Angriff vereitelt wurde. Bei ihrem Abzuge hätten sie mehrere Schlitten mit Verwundeten weggeführt.

## Verfolgung.

Das Kriegsglück hatte sich zu unseren Gunsten gewendet.

Die schlimme Nacht von Kälwando lag hinter uns.

Jetzt flohen die Bolschewiken in größter Eile nach Osten, Gefangene, Verwundete und Material zurücklassend.

Das gab einen Verfolgungsmarsch!

Tagsüber fuhren wir auf requirierten Schlitten ohne uns Zeit für eine kurze Mittagspause zu lassen. Nachts schliefen wir dann totmüde und halberfroren im kalten Saal eines verlassenen und ausgeplünderten Gutshauses.

Das Sturmwetter der Rückzugstage war in einen starken Tau übergegangen, der die Sümpfe in Seen verwandelte. Weite weit fuhren wir durch überschwemmte Wiesen. Mitunter schlug uns das eiskalte Wasser in die Schlitten.

Dann klärte sich das Wetter wieder auf und es fing an zu frieren.

Die Sonne zeigte sich nach langer Zeit wieder und übergieß das weite Land mit ihrem goldenen Licht. Alles blitzte und funkelte im Raubreißschneef. Die Birkenwälder sahen aus, wie ein Flechtwerk aus Silberfäden. Dazwischen hoben sich die schwarzen Silhouetten endloser Tannenwälder gegen die weiten Schneefelder ab.

Von Zeit zu Zeit trafen wir auf unserem Marsch auf einen tiefeingeschnittenen estnischen Bauernhof, dann wurden wir herzlich begrüßt und, so gut es ging, bewirtet, denn alles freute sich über unser Kommen.

Bisweilen hörten wir vor uns im Walde M.-G.-Feuer rollen. Dann wußten wir: unsere Schwadron hat den Feind erreicht. Doch ehe wir in eiliger Fahrt hinzukommen konnten, war alles vorüber und die Fahrt ging weiter. Nur am Wegrand lagen ein paar Tote mit wachsgelben Gesichtern und verkrampften Händen, oder ein umgestürzter Wagen — Spuren des kurzen Kampfes.

So ging es rastlos fort nach Osten, den Bolschewiken nach.

Erst bei Baggar trafen wir auf frische rote Truppen. Sie wurden nach kurzem Widerstand geworfen und zum Teil gefangen.

## Quartier.

Wir hatten bei Aß die Bahnlinie überquert. Auf der Station stand ein estnischer Panzerzug — Holzverschanzungen mit Sand gefüttert, mit M.-G. gespickt, davor die Mannschaft: verwegene Gefellen mit finsternen Mienen und bis an die Zähne bewaffnet.

In einem Gutsgebäude nahe der Station bezogen wir Quartier.

Den einzelnen Gruppen wurden ihre Zimmer zugewiesen und dann ging es sofort ans Einrichten. Die Möbel wurden beiseite geschoben, die hohen Spiegel umgedreht, um sie vor Verletzungen zu schützen, die Teppiche entfernt. Massen von frischem Stroh wurden hereingebracht, ein Lager hergerichtet und bald flackerte ein riesiges Feuer im Kamin, dessen Rauch die feinen Stuckornamente der Decke schwärzte.

Als ich dann nach einer Stunde von der Postenbesichtigung zurückkam, war alle Arbeit schon erledigt, nur die M.-G.-Leute reinigten noch ihre „Anarren“ beim Schein einer Funzel. Es stank nach Gewehröl, Rauch und nassen Kleidern.

Der Große Saal nebenan war durch eine Petroleumlampe nur dürftig erleuchtet. Der Fußboden war dicht mit Stroh bedeckt. Mann lag an Mann. Achlos war das Stroh auf den freien Gang in der Mitte des Saales verschleppt und mit Schmutz und Tauschnee vermengt worden.

Fast alle hatten die Stiefel ausgezogen und die Röcke auf Stuhllehnen und an Wandleuchter aufgehängt. Überall, wo

sich nur ein Saften bot, hingen ganze Trauben von Brotbeuteln, Koppeln und Gewehren.

Der Marsch war doch recht anstrengend gewesen. Einige schliefen schon. Ganz am Ende des Saales drehten zwei Leckermäuler Goggelmoggel, die übrigen lagen still und blinzelten teilnahmslos ins Licht.

Mitten im Saale tronte auf prächtigem, vergoldeten Rokoko-  
sessel, wie ein König unter seinen Getreuen, Herr von R., ein  
älterer Herr mit grauem Spitzbart, entblößt bis an den Gürtel,  
und suchte ingrimmig in seinem Hemd nach Läusen.

Und in der Ecke saß, von paar Zuhörern umgeben, Armin  
Gernhard am Flügel. Zurückgelehnt, die Augen in weite Ferne  
gerichtet, spielte er eines jener leichten, graziösen Menuette, wie  
sie nur eine glückliche, sorglose Zeit hervorbringen konnte.

## Entenschmaus.

Mitten im nächtlichen Vormarsch auf Paggar, erhielt ich an einer Kreuzung den Befehl, mit meiner Gruppe nach dem Gut Mehntak abzubiegen und daselbe „gegen Diten zu sichern“. Froh über diesen selbständigen Auftrag, fuhr ich los. Aber bald geriet ich in die schlimmsten Zweifel, denn es ist nicht ganz einfach, ein großes weitläufiges Gut, mit vielen umfangreichen Gebäuden, Park und Garten mit 6 Mann zu sichern. Dazu hätten mindestens alle Mann gleichzeitig Posten stehen müssen. Wir beschloßen daher, lieber überhaupt keine Außenposten auszustellen, um uns nicht unnütz zu zerplittern, sondern uns im Gutshause niederzulassen, wo wir ein wenig Schußfeld hatten. Gegen Morgen wollten wir dann eine Patrouille gegen das Dorf vorgehen lassen. Bei dieser Kälte würde ja doch niemand kommen.

Nachdem wir wiederholt geklingelt und geklopft hatten, öffnete uns eine alte, freundliche Gutswirtin, die sofort versicherte, wir sollten nur gleich in das Speisezimmer gehen und Platz nehmen, wir würden im Augenblick etwas zu essen bekommen. „So geht die Uhr richtig“ dachten wir erfreut, ließen uns aber nicht verblüffen, schnalsten ab, stellten Helme und Gewehre in eine Ecke, postierten das schußfertige M.-G. auf die Fensterbank und placierten uns vor dem sauber gedeckten Tisch. Wie im Schlaraffenland fanden sich auch gar bald zwei Schüsseln mit knusprich braun gebratenen Enten ein. Mit einem Gefühl dank-

barer Nührung machten wir uns an die Arbeit und legten Messer und Gabel nicht eher bei Seite, als alles aufgegessen war. Dann waren wir eben dabei, uns in zufriedenster Stimmung in den weiten Sesseln im anstoßenden Saal einzurichten, als draußen Pferdegestamp und Gewieher und das Getrappel vieler Füße, Gespräch, Gelächter und Flüche laut wurden. Wir stürzten an die Fenster und stellten zur großen Beruhigung fest, daß die Ankömmlinge Baltenregimentler waren.

Während draußen die Schlitten in Reihen aufgefahren und die Pferde ausgespannt und weggeführt wurden, drang eine größere Gruppe Menschen in den Flur ein. Laute Stimmen erklangen, mit heftigem Getrappel wurde der Schnee von den Füßen geklopft, jemand hustete stark. Dazwischen fragte eine tiefe, deutliche Stimme, ob die bestellten Enten fertig wären, worauf anscheinend die Wirtin Weinerlich etwas entgegnete, was wir vom Nebenraum nicht recht verstehen konnten, und was drüben mehrere kräftige Flüche hervorrief. Wir sahen uns halb betreten, halb belustigt an, und ich ging langsam hinüber, um zu sehen, wem wir denn eigentlich den Entenschmaus vorweggeessen hatten. Zu meinem großen Erstaunen sah ich mich beinahe dem ganzen Stab gegenüber, der mich wenig wohlwollend musterte. Was blieb mir anders übrig, als schnell militärisch die Säcke zusammenzuschlagen und zu melden, daß ich „befehlsgemäß mit 5 Mann und einem L. M. G. das Gut Mehntaf gesichert hätte.“

„So hatten wir uns allerdings diese Sicherung gerade gedacht!“ sagte jemand im Halbdunklen wütend.

Ich muß gestehen, daß ich auch die darauf folgenden Vorwürfe von vorgesetzter Seite mit einer gewissen gesättigten Ruhe ertrug.

## Feldpostbrief.

März 1919.

Wie ich mich gefreut habe, als Euer Brief ankam! Ich fürchtete schon, Ihr wäret doch in Riga steckengeblieben und wagte kaum noch auf Briefe von Euch zu hoffen. So war für mich dieses Schreiben aus Deutschland eine große Freude.

Wir stehen jetzt eben an der Narowa. Vom Fenster aus sieht man den Fluß. Er ist offen, sonst wären wir hier nicht so sicher. Es ist ein trübseliges, gedankenloses Leben, das wir hier seit Wochen führen. Es passiert rein gar nichts, man muß nur unentwegt Posten stehen. Dabei kommen mir immer allerhand dumme Gedanken, wie schön es doch eigentlich früher war und wie uns alles so arg verdorben worden ist. Habe ich doch schon gedacht, daß Ihr alle umgekommen seid und daß ich Euch nie wieder sehen werde. Wie wird man dafür aber alles erst später genießen! Stellt Euch nur vor: gibt es überhaupt etwas Besseres, als ausgekleidet in einem warmen Bett zu schlafen? Letzteres ist eben das Eldorado, nach dem wir uns alle sehnen. Denn meist schlafen wir jetzt auf bloßer Diele „umgeschnallt“, das heißt, mit der ganzen Bepackung: Patronen, Seitengewehr, Stiefeln usw., am Leibe. Im übrigen führen wir aber das größte Luderleben der Welt. Exerziert wird überhaupt nicht mehr, obgleich wir eigentlich Zeit genug dazu hätten, da wir ja außer Posten stehen nichts zu tun haben. Wir sind zu je ca. 30 Mann in eine Anzahl Dörfer verteilt, die 3—4 Werst von einander liegen. So kommen durchschnittlich zehn Mann auf jede Werst. Wir

wohnen zu dreien bei einem Bauern, lernen bei der Chojjajka kochen und backen und essen täglich Plejnuschkis und Lepeschkis. Da aber das Essen trotzdem schwach ist, so sind wir recht lappig geworden und schlafen recht viel. Von Zeit zu Zeit schießen die Bolschewiken mit Kanonen und M.-G. ins Dorf. Dann müssen wir in aller Eile in die Positionen hinaus, um nach etwa einer Stunde wieder ins Haus zurückgehen zu können. Bisher wurde dabei noch niemand verwundet oder getötet. Du siehst also, daß der Krieg harmlos ist. Immerhin gab es am Anfang größere Gefechte und die Roten haben eine gewisse Scheu davor, uns anzugreifen. Wir sind unseres guten Schießens wegen mehrfach in den roten Zeitungen besonders genannt worden.

## Gorodenka.

Ich stehe auf der Wache bei der Fabrik von Gorodenka ganz hart an der Marowa. Fest an die Wand gedrückt starre ich in die öde gleichmäßige Schneelandschaft. Der Wind faust und pfeift unter dem Helmrand, leise klirrend ziehen die Eisschollen im Flusse vorbei, bald gläsern klingend, bald klappernd, wie angaloppierende Pferde. Kein Licht im langgestreckten Dorf Omut, das wie ausgestorben in der Finsternis vor uns liegt.

Der Mond blickt hin und wieder aus den wandernden Wolken hervor, dann sehe ich hundert Meter weit, bis an das Gebüsch zur Linken, wo der Feind erscheinen muß, wenn er wirklich über die Marowa kommen sollte.

Bewegungslos stehe ich, um nicht gesehen zu werden. Die Nase friert, die Füße in viel zu engen Stiefeln schmerzen wie Feuer. Die Kälte ist unerträglich. Ob mein Gewehrschloß auch noch losgehen wird, wenn ich schießen muß, oder wird es zugefroren sein, wie damals am Montag?

Ich blicke zum Waldrand hinüber, wo der sogenannte Schneisenposten steht. Der hat es noch schlechter als ich, denn er steht mitten im Walde und kann sich nur auf sein Gehör verlassen. Und beim Frost knacken die Bäume oft. Ich sehe ihn nicht, er hat sich wohl jenseits der Schneise hinter einen Baum gestellt.

Drüben im Norden ist der Himmel gerötet, ganz ferne jenseits der unendlichen Wälder brennt ein Dorf, von Zeit zu Zeit zuckt es hell auf, und der Wind trägt dumpfen Kanonendonner herüber. Dort schlugen sich die Esten mit den Russen. Die Armen,

die jetzt die ganze Nacht bei dieser Kälte im Schnee liegen müssen!

Da, ein leise knirschender Tritt hinter mir, — die Ablösung. Schnell flüsternd melde ich meinem Nachfolger, was ich gesehen, mache ihn auf das Geräusch des Eistreibens aufmerksam, damit er nicht unnütz alarmiert, zeige ihm den Standort des anderen Postens und gehe dann in die kleine Hütte, in der die Gruppe schläft. Wenige Augenblicke, dann kommt auch der Schneisenposten zurück, seine Zähne klappern vor Kälte. Einander wortlos zunickeend legen wir uns beide hin. Vorsichtig schiebe ich mich in dieselbe Lücke zwischen den Schlafenden, die ich vor einer Stunde verlassen habe und decke mich sorgsam mit der leichten Felddecke zu. Die Füße schmerzen wie Feuer. Wenn man doch die drückende Patronentasche abschnallen und die Stiefel abziehen dürfte!

Ob der Feind wohl morgen früh wieder schießen wird? . . . .

„Alarm, Alarm!“ heult eine Stimme in den schönsten, traumlosesten Schlaf hinein. Wie von Sinnen fahre ich auf, stülpe mir den Helm auf den Kopf, zieh die Koppel fester an und spring auf. Gewirr in der winzigen Stube, Flüche, jemand sucht seine Handschuhe. Draußen knattert ein rasendes Feuer. Wir stürmen hinaus in den dichten Morgennebel. Im Handumdrehen liegen alle ausgeschwärmt im tiefen Schnee. Die Kugeln pfeifen vorbei und schlagen klatschend in die Bäume. Nichts vom Feinde zu sehen. Zwei Mann werden nach links den Fluß entlang vorgeschickt. Es könnte doch sein, daß der Feind im Nebel über den Fluß gekommen ist. Die übrigen hocken im tiefen Schnee, erwartungsvoll und aufs äußerste gefaßt. Nach einer halben Stunde hört das Feuer auf und bald danach sitzen wir wieder im warmen Quartier, nur der Posten muß für alle Fälle verdoppelt werden.

\*

Dichter Nebel. Eijige Kälte.

Schauernd und zähneklappernd stehe ich, das Gewehr im Anschlag, hinter dem dünnen Bretterzaun beim Teehaus.

Es ist dreiviertel sechs Uhr morgens, bald werden wir aus Gorodenka abgelöst, dann gibt es drei Tage Ruhe.

Knackte da nicht ein Ast? Und dort?

Waren da nicht Schritte zu hören?

Ich lausche — nichts. Die dummen Nerven!

Hätte ich nun alarmiert, hätte es wohl Schelte von seiten der Kameraden gegeben.

Rings um mich Nebel, nichts als Nebel. Der Schnee liegt knietief. Die Bäume und Büsche sind dick bereist und verschneit. Sie sehen aus, wie weiße Korallenbüsche. Der Nebel wogt und zieht in Schwaden vorüber, ganz so, als ob ich auf dem Grunde eines milchweißen Meeres stände.

Da — plötzlich — in die lautlose Winterstille hinein ein gedämpftes, aber deutliches Kommando, nur wenige Schritte vor mir: „Вперед ребята, кричи ура!“ (vorwärts Kinder, schreit hurrah.)

Und „Hurrah!“ braust es vor mir auf. Grollend setzt es sich nach rechts und links bis an die Narowa und in den Wald hinein fort und der Wald wirft es schallend zurück.

Ein Getrappel von Hunderten von Füßen, ein Schnaufen und Keuchen, ein Klirren und Klappern von Waffen.

Der Feind! Marm, Marm!

Ich Feuer mein Gewehr ab und laufe so schnell ich kann zurück. Dank dem tiefen Schnee in der Mulde, können sie nicht so schnell vor, ich aber laufe auf dem eingetretenen Postenweg.

Bei uns ist schon alles fertig zur Abwehr, doch da springt der Feind schon links von uns über die Schneise, rechts biegt er um die Fabrik herum. Eile tut not.

Sprungweise geht es zurück im heftigen Feuer der Übermacht. Mancher stolpert im tiefen Schnee. Doch der Feind folgt nicht lange.

\*

Eine halbe Stunde später kommt Verstärkung an — ganze sieben Mann mit einem M.-G. — und wir gehen wieder gegen Gorodenka vor, das die Russen kampflos verlassen. Schweigend liegen die Häuser da am tief eingeschnittenen Waldrande, ausgestorben, wie am gestrigen Tage, fast zugedeckt von alten äste-reichen Bäumen, die so stark bereift sind, als trügen sie weiße Blätter.

## Ostern.

Leise plätschern die Wellen am flachen Sandufer des Peipus und spritzen an den vereinzelt im Wasser liegenden Fingerringblöcken in die Höhe.

Tiefblau liegt der See da, hier und dort wirft der frische Wind niedrige Schaumkappen auf. Ganz weit hinten schimmert und leuchtet die endlose Fläche des „Wintereises“ in der Frühlingssonne. Darüber der blaue Himmel.

Dort wo die Narowa dem See entspringt, hat sich eine Barriere von silbernen Eisbrocken festgesetzt, klirrend schieben sie sich an einander vorbei und drängen den Fluß hinab.

Gauchend kämpft sich der kleine Dampfer, der den Verkehr zwischen Skamja und Syrenetz vermittelt, durch die treibenden, schiebenden Silberschollen.

Süßen und drüben läuten die Glocken, voll und rein schwingen die Töne durch die klare Frühlingsluft.

Ostersonntag.

Vor der Kirche drängt sich das Volk. Die Osterprozession soll beginnen. Die Mädchen mit roten Backen, grell bunten Kopftüchern und großen Stiefeln, die Männer in feiertäglichen schwarzen Pelzen und Fellmützen. Kleine Jungen und Mädchen in den von den Eltern abgelegten und viel zu großen Stiefeln stehen da, den Finger im Munde.

Aus der Kirchentür bricht triumphierender Gesang.

In goldenem Gewande, mit langem geöltem Haupthaar und breitem blonden Bart erscheint der Priester auf dem Portal. Hinter ihm, sich in der Tür neigend, folgen die goldenen Heiligenbilder und Fahnen, sie schwankeu und flattern im Winde.

Das Volk neigt sich tief und bekreuzigt sich.

Die Prozession umschreitet die Kirche und verschwindet.

Das Tor schließt sich wieder, der Gesang verstummt —

Drüben bricht sich die Sonne in den vergoldeten Kuppeln der Kirche von Syrenetz. Bunt und lustig liegt das Städtchen da. Leuchtend grün breitet sich das Seeufer bis weit hinab nach Koslowtschina hin. Da liegt Dorf an Dorf: Sipowtschina, Chitowtschina, Domaschirka — vertraute Namen. Dort ist das „Niemandslaud“, dahinter lauert der Feind.

Eine schwarze, schwere Rauchwolke liegt über Koslowtschina, dort hat unsere Patrouille gestern übungshalber angegriffen. Nun brennt das Dorf von roter Artillerie angezündet und die Einwohner sitzen hungernd und frierend auf dem Rest ihrer Habe in Sumpf und Wald, der Verzweiflung nahe. Ich schüttel den Gedanken an diesen Jammer ab, ich bin Soldat. Für mich ist eben die dunkle Wolke das einzige Zeichen dafür, daß Krieg im Lande ist.

Ich schlendere die Straße entlang.

Hier und da sitzen Kameraden in heiterem Gespräch auf den Vortreppen der niederen Bauernhäuser. Am Ende des Dorfes wird mit viel Geschrei Kurni gespielt. Eyzold hat eine Krähe gefangen und rupft sie kunstgerecht auf der Bank vor seinem Hause, sie soll den Sonntagsbraten abgeben. Es herrschen knappe Zeiten und nichts wird als Nahrungsmittel verachtet. Langsam bummel ich zu meinem Quartier. Dort liegt die ganze Gruppe vollzählig beisammen auf der Strohschütte, die Chojjaika steht am Herd, kocht etwas zum Mittag, und belehrt die Jungen in krauser Art über den Sinn des Oster-

feiertages, sie scheint empört und mütterlich um unser Seelenheil besorgt. „Hast Du gehört,“ ruft Stein mir zu, „die Kerls im Stab sind total verrückt geworden, wir sollen von morgen an täglich 2 Stunden exerzieren.“ „Wohl um die Stimmung zu heben,“ wirft Knorre spöttisch ein, und erhebt sich, um als erfahrener Koch die „Saitschnitz“ zu beschnüffeln, die die Wirtin aus dem Ofen zieht. „Wenn doch wenigstens Briefe und Zeitungen ankämen,“ klagt Fink mißmutig, „meine Zigaretten sind schon alle aus.“

Ich schließe fröhlich und wohligh die Augen, so ein wenig murren zu können, so ein bißchen Nörgelei ist doch die einzige wirklich reine Freude des Soldaten.

## Feldpostbriefe.

Skamja, den 13. April 1919.

. . . Wie froh bin ich, daß Du meine Briefe endlich erhalten hast, die Post geht ja so entsetzlich langsam.

Die Strapazen sind jetzt recht groß. Es fing plötzlich an zu tauen und in den letzten drei Tagen ist eine Schneedecke von 4 Fuß Höhe weggeschmolzen. Du kannst Dir vorstellen, was für Wasserbäche! Über Nacht stiegen aus dem schmutzig gewordenen Schnee Holzstöße und Bäume hervor, und all die weiße Pracht hat sich in lauter Dreck verwandelt, und was für einen Schmutz! Wer sich auf die Straße wagt, bleibt elend stecken. Gestern mußte ich Patrouille gehen. Der drei Werst breite Sumpf, durch den der gewohnte Pfad geht, war völlig überschwemmt. Triefend vor Nässe kam ich nach Hause. Wie merkwürdig, daß man sich nie erkältet . . .

\*

Jamy, den 16. April 1919.

Nun ist der Frühling da — spät, aber desto plötzlicher. Die Sonne scheint seit einer Woche ununterbrochen. An den Häusern sieht man schon trockene Stellen. Die Stiefel sind dafür seit einer Woche nicht mehr trocken zu kriegen. Die Dorfstraße ist ein brauner Schlammteich, Bullersteine, die man hineinwirft, verschwinden spurlos. Man kommt nur auf zwei Stellen über die Straße. Vor der Kirche ist ein riesiger See

entstanden, darauf fahren die Zungen mit Bottichen und Brettern spazieren. Seit Tagen ist kein Proviant mehr angekommen.

Während ich hier im Quartier sitze, zittern die Fenster. Unsere neue Batterie, unser Stolz schießt sich ein. Von Zeit zu Zeit knattern die M. G. und Gewehre ganz in der Ferne — wir greifen die Dörfer am Ostufer des Peipus an. Die Bolschewiken halten sich schlecht, wir haben eine ganze Menge von ihnen gefangen. Ich selbst sitze hier in Reserve und motte die Wintersachen des Zuges ein, sie sollen per Schiff nach Narva . . .

\*

Skamja, den 3. Mai.

Es dauert zu lange und passiert fast gar nichts, rein um ganz elegisch zu werden. Alles dreht sich nur darum: „Was werden wir essen, was werden wir trinken? Wie, wann und wo werden wir Posten stehen?“ Ich selbst stehe, Gott sei Dank, nicht mehr Posten, denn ich bin eben stellvertretend Zugführer. Eine hohe Würde — werdet Ihr denken, es ist aber nicht so schlimm, wie es klingt, denn ich habe nur 15 Mann, ein gesundes und 5 halbkrepierte Pferde unter mir. Denn der Futter- und Nahrungsmittelmangel ist geradezu furchtbar. Ein Pud Kartoffeln kostet jetzt 80 Rbl., und Brot gibt es eigentlich gar nicht mehr zu kaufen. Wir sind daher gelegentlich gezwungen zu requirieren. Unsere persönliche Beföstigung ist insofern ein wenig besser geworden, als wir jetzt anstatt des untauglichen Schwarzbrottes anderthalb Pfund sehr gutes Feinbrot bekommen, das übrige ist aber immer noch knapp. Allmählich lernen wir aber uns zu helfen, wir schachern mit den Bauern oder fahren auch gelegentlich in das noch nicht ausgefogene Hinterland.

\*

Stamja, den 11. Mai.

Wir sind voll vager Erwartung und voll tiefinnerlicher Unruhe — als ob uns eine Vorahnung bewegt. Oder ist es nur dieses elementare Sprießen und Atmen des Frühlings um uns, das uns so namenlos packt? Ich weiß es nicht, nur ist in uns ein solches inneres Kräftegefühl — wir halten es hier im stumpfen Stamja nicht mehr aus! Wenn doch ein Vormarsch käme, ein grenzenloses Marschieren ins Weite! Der Himmel ist so blau, das Ufer von Koslowtchina so grün, die weite Ebene schimmert so unendlich hell und glückverheißend, daß uns ein Fieber gepackt hat.

Es geht ein Munkeln durch das Regiment, daß wir auf Petersburg marschieren werden, oder um den See auf Pleskau. Seitdem putzen wir unser Maschinengewehr besonders gut, sehen die Patronenbänder sorgfältig durch und rüsten uns äußerlich und innerlich auf den großen Tag . . . .

Des Abends sitzen wir auf den Treppen unserer Quartiere und machen Zukunftspläne, Lebenspläne. Was uns den langen Winter über fast versunken schien, es schwimmt jetzt mit dem Frühling wieder auf . . . .

## Vormarsch.

Lange schon vor dem Wecken waren wir wach. Die Erwartung ließ uns nicht schlafen. Lautlos und eilig standen wir auf und sammelten uns auf dem Hofe um unseren M. G. Wagen. Ein letztes Mal wurde das Gewehr herabgehoben und bis zum letzten Hebel, zur letzten Feder durchgeprüft, ein letztes Mal wurden die so oft und sorgfältig durchgeprobten Patronengurte nachgesehen. Sie waren am Abend noch besonders getrocknet und nachgegurtet worden. Bis Mitternacht hatte es gedauert, bis alle 6000 Patronen mit dem Nachgurt durchgeprüft waren.

Ein leiser, kühler Luftzug wehte vom Seeufer her und ließ uns fröstelnd erschauern. Mäntel und Wolljachen hatten wir auf den Gepäckwagen abgeben müssen. Ein leiser Druck in der Herzgrube machte sich bemerkbar — Hunger oder Aufregung. Punkt zwei Uhr nachts brachen wir auf, um wenige hundert Meter weiter wieder für längere Zeit haltzumachen. Viertelstunde auf Viertelstunde verging, an Sitzen oder Liegen war wegen des taufeuchten Grasses nicht zu denken. Die Sonne ging auf. Noch immer war nichts Neues zu hören. Eine tiefe Trostlosigkeit überfiel uns . . .

Es war schließlich doch weitergegangen. An den zum Feuern fertigen beiden Kanonen vorbei, durch einen Sumpfbach, in dem unser Wagen stecken blieb, so daß wir ihn, bis über die Knie im Wasser wattend, abladen mußten, ging es in einen Sumpf mit tiefen Wassertümpeln, in denen noch Eis

stand, Moosbümpeln und Kadacksträuchern. Hier blieb der Wagen zurück. M. G. und Patronen mußten nun getragen werden. Bald schnitten die Tragriemen unerträglich in die Schultern, die schweren Trommelfasten rissen die Arme fast aus den Schultergelenken, schweißtriefend arbeiteten wir uns durch das Gestrüpp an den Rand des Dickichts.

Ehe wir uns dessen versahen, wurden wir von rasendem Feuer überschüttet. Springend, stolpernd, uns wieder auffassend, schwärmten wir nach links heraus aus und suchten Deckung. Vor uns lag in goldigem Morgensonnenschein das Dorf Drel, ein leichter gelber Strich am Dorfrand bezeichnete den Graben, aus dem die Roten auf uns feuerten. Sprungweise begannen wir vorzugehen.

Alles weitere ging für mich in einer Art von Nebel unter.

Ich erinnere mich nur noch, daß Stein rief, wir würden vom Rücken angegriffen, was ich zuerst nicht glauben wollte. Dann warfen wir das M. G. herum und schossen in einer Sumpflache liegend drauf los. Nur einige hundert Schritt entfernt sprangen bald hier, bald dort braune Gestalten auf und liefen geduckt zwischen den Kadacksträuchern näher heran, um gleich wieder hinter Büschen und Bümpeln zu verschwinden. Wir schossen in die Sträucher hinein, daß die Zweige auseinander spritzten. Kugeln piffen uns um die Köpfe und schlappten in den Sumpf. Ein böses Schnucken befiel mich, ob vor Schreck oder weil ich mit dem Magen im kalten Wasser lag, ich weiß es nicht. Zwischen dem Schießen legten wir unsere Handgranaten fertig und entschickerten sie, steckten die Seitengewehre auf und entschickerten die Pistolen. Ein naher, schlimmer Tod zog sich aus dem Kadackgebüsch auf uns heran. Dieses Erkenntnis war wie ein jähes Zusammensucken. „Nur ihnen nicht lebend in die Hände fallen“ war der nächste Gedanke. Ohne Rohrwechsel ließen wir in wenigen Minuten 1000 Schuß aus unserem Gewehr hinausgehen, ohne Rück-

sicht darauf, daß es ohne Wasserkühlung zu glühen anfing. Eine große Stichflamme sprang aus dem Hülsenauswurf heraus, eine Patrone hatte sich entzündet, ehe sie im Lauf war. Hülsenreißer — Hemmung. Mein Nachbar zur Linken bekam vor Schreck einen Krampf. Mit verbrannten Augenbrauen, halb geblendet rissen wir den Schloßdeckel auf, zogen Schloßhülse und Rohr heraus, verbrannten uns die Hände, schmissen das heiße Eisen ins Wasser, führten den Ersatzlauf ein und feuerten nach Knapp zwanzig Sekunden weiter, gerade als der Feind sich in einer langen Kette erhob, um uns den Garaus zu machen. Auf hundert Meter Entfernung zwangen wir sie zur Rückkehr. Sie verschwanden in den Büschen. Weiter hinten kletterten einige über einen Staketenzaun und liefen zurück. Das Feuer ließ nach. Wir konnten zuerst kaum fassen, daß wir der Gefahr entronnen sein sollten, sahen uns um und fanden, daß die Unseren hinter uns Drel genommen hatten, das an mehreren Stellen brannte. Dunkelbrauner, von hellgrünen Schwaden durchzogener Rauch lag über den Häusern. Ein Meldereiter kam in schnellster Gangart heran, rief uns zu, wir könnten zurück und preschte davon, von Kugeln umpfiffen. Sprungweise, Feuerpausen benutzend und selbst zum Schießen Halt machend, gingen wir aufs Dorf zurück, kletterten über endlose Staketenzäune, während verlorene Kugeln über uns wegpfiffen. Unterwegs trafen wir einen verwundeten Kameraden, der mit einem Lungenschuß auf dem nassen Boden lag und vor Frost zitterte. Seine Hände waren blau vor Kälte. Zwei Sanitäre bemühten sich um ihn.

Eine furchtbare Müdigkeit befiel uns. Den Rest des Abhangs schleppten wir uns nur mit großen Pausen hinauf. Ein rasender Hunger machte sich geltend. In der ersten, besten Hütte des Dorfes legten wir uns hin und ruhten. Eine Einpfunddose Corned beef fand sich von irgendwoher und wurde verteilt und verspeist. Das hob die Lebensgeister.

Der Zugführer besuchte uns und erzählte uns vom Verlauf des Angriffes. Sehr stolz waren wir, daß die unseren das Dorf mit dem Bajonett genommen hatten.

Die Ermüdung wich allmählich. Bald mußten wir zum Weitermarsch antreten. Die Sonne stand hoch am Himmel und wärmte. Von einem Hügel aus war der Peipus sichtbar, tiefblau und schimmernd lag er da. In den Uferdünen war eine dünne Kette zu sehen, — die erste Kompanie, die auf Koslowtschina vorging. Ein verwehtes Knattern sagte uns, daß auch dort gekämpft wurde . . .

Der Tag endete mit einem wunderschönen Marsch in den Frühling hinein. Die Roten gaben die Gegenwehr auf und flohen, in allen Dörfern wurden wir freudig aufgenommen und bewirtet. In einem kleinen Ort, dessen Name mir entfallen ist, bezogen wir Nachtquartier, hoben todmüde am Dorfrand eine Verteidigungsstellung aus, und schliefen dann traumlos, glücklich bis in den nächsten Tag hinein.

## Gdow.

Nach langem, sonnenheißem Tagesmarsch wurde es Nacht, noch ehe das Ziel, die Stadt Gdow, erreicht war. Die Gegenstände zu beiden Seiten der großen Straße verschwanden allmählich im Dämmern der Frühlingsnacht. Es wurde Kalt gemacht. Zwei Gruppen wurden als Spitzen- und Seitendeckung vorgetrieben. Wortlos vor lauter Müdigkeit setzte sich dann der Zug in Bewegung. Zur Linken näherte sich eine Bahnlinie der Straße. Es wurden Verhaltensmaßregeln für den Fall der Annäherung eines Panzerzuges ausgegeben und flüsternd kritisiert. Rechts am Horizont stieg eine weiße Leuchtrakete auf, ein Zeichen der Nebenkolonne, die nun auch im Anmarsch war. Es erwachte ein plötzlicher Ehrgeiz, Gdow zuerst zu erreichen. Der Schritt wurde beschleunigt, Mutmaßungen über das uns in Gdow Erwartende und allerhand Witze wurden laut. Die kühle Nachtluft belebte sichtlich. Hin und her hörte man Lachen in der Kolonne. Es stiegen Zweifel auf, ob nicht am Ende die Schwadron, die östlich von uns vorgehen sollte, schon in Gdow sei und dort die besten Quartiere belegt habe. Tagsüber hatte man in der Richtung Podobrudsche eine schwere dunkle Rauchwolke am Himmel gesehen, ganz als ob Petroleumtanks brannten. Das deutete auf Rückzug der Noten. Ob wir noch etwas in Gdow erhaschen würden?

Aus dem Dunkel tauchten Häuser auf. Die Kolonne stockte. Der Stadtrand war erreicht. Die Spitze ging mit entschicherten Gewehren und Handgranaten vor, um festzustellen, ob die

Stadt noch von Roten besetzt sei. Kein Ton war zu hören, kein Mensch zu sehen, alle Läden und Fenster geschlossen — eine tote Stadt. Wir hatten uns mittlerweile in Gruppenkolonne gesetzt und marschierten los. In der lautlosen Nacht hallte der Gleichschritt an den Häusern wieder. Eine Stimme im Dunkel sagte: „Seit Gustav-Adolf sind wir die erste feindliche Truppe, die Odow besetzt.“ Wir bogen in eine breite Hauptstraße ein. An der Ecke hielt ein Reiter von Balachowitsch, der uns Quartiere zeigen sollte. Jemand stimmte ein Marschlied an, das schallend aufgenommen wurde. Einzelne Fenster wurden geöffnet und Menschen beugten sich heraus. Zurufe erklangen, jemand winkte mit einem weißen Tuch.

Eine ehemalige Schule wurde uns als Quartier angewiesen. S irgendwie versuchten wir uns im Dunklen einzurichten. Auf der Suche nach Stroh fanden wir ein Depot mit Bekleidungsstücken, Zucker, Konfekt, Wachorka etc. Wie Kinder zu Weihnachten besahen und betasteten wir die Beute, dann verteilten wir den lang entbehrten Zucker, indem wir die Zuckerhüte mit Feldschaufeln und Gewehrkolben zerschlugen. Von irgendwo her fanden sich Eier. Der Zucker wurde mit Kolben auf Zeitungspapier zermalmt und der unvermeidliche Goggelmoggel gerührt. Beim Verteilen der Wachorka gab es Streit, weil die Nichtraucher auch Tabak haben wollten, um ihn als Tauschobjekt zu verwenden. Dieses wurde als Unverschämtheit angesehen. Erst spät kamen wir zum Schlafen . . .

Am nächsten Tage besahen wir die schmutzige und verwahrloste Stadt und den sehr schönen alten Kreml, das erste Denkmal alter nationalrussischer Kunst, das mir zu Gesicht kam. Nachmittags plauderten wir auf der Straße mit den Bürgern, die es vor dem Abzug der Roten sehr schwer gehabt hatten und zeigten uns überhaupt als leutselige Eroberer.

## Kunestje.

Nach einem Ruhetag wurde weiter marschiert. Das soldatische Selbstgefühl hatte sich bedeutend gehoben. Bei prächtigem Wetter ging es flott die staubige Landstraße entlang. Es hieß, man solle den Feind einholen. Nach einigen Stunden stockte unser Zug. Vor uns schwärmten die „Balachowitschi“ in zwei Ketten aus und stiegen einen Hügel hinauf. Manu! So plötzlich! — war der Gedanke aller, der auch murrend ausgesprochen wurde, und das dumpfe Gefühl der Gefechtserwartung meldete sich in der Herzgrube. Dann ging es plötzlich eilig vorwärts und nach rechts von der Landstraße ab. Bei einem Gehölz mußten wir die M. G. abheben und tragen. In gespannter Erwartung drangen wir im Gänsemarsch durch das Dickicht bis in ein lichtiges Wäldchen, durch das ganz plötzlich von allen Seiten Kugeln piffen. Blitzschnell sprangen wir durch ein paar tiefe Moorlöcher an den Waldrand und warfen uns nieder. Vor uns lag eine breite Mulde, in der das sumpfige Flüsschen Kunestje floß. Links ging das Kennenkampffische schwere M. G. im schnellsten Lauf ein staubiges gegattes Feld hinab. Die Kugeln schlugen um die Leute ein, wir sahen die Staubwölkchen deutlich. In einem Erdloch begannen sie zu feuern, das entlastete uns. Wir krochen aus dem Waldrande vor und stellten unsere Gewehre an einem Feldbrand auf, gedeckt durch einen kleinen niedrigen Strauch. Die folgenden zwei Stunden lagen wir nun unter schwerstem Feuer, das mit zwei M. G. unseren Zug abstreute und sich

mit besonderer Liebe auf unsere leichte „Knarre“ konzentrierte. Mit angehaltenem Atem und bebend vor konzentriertester Erwartung preßten wir uns in diesem zischenden, pfeifenden Kugelorkan an die Erde, zogen die Hacken ein und drückten die Köpfe ins Gras. Blätter und Zweiglein fielen aus dem uns gegen Sicht deckenden Busch auf uns herab und sagten uns mit eindringlicher Sprache, daß wenige Handbreit über uns der Tod mähe. Einem kalten Schauer gleich beschlich uns diese Wahrnehmung. Mitunter pausierte das Feuer der Feinde. Dann hoben wir erleichtert die Köpfe, sahen uns schnell an, wechselten ein schnelles Wort und schossen wieder unsrerseits, bis uns das Feuer des Feindes wieder in Deckung zwang. Allmählich wurden die Feuerpausen des Feindes länger, ein M. G. hörte sichtlich ganz auf zu arbeiten. Unser Zugführer kroch den vor uns liegenden Abhang hinab und untersuchte, ob das Fließchen passierbar sei. Da der Sumpf aber zu weich war, ging es denselben Weg wieder zurück und zu einem 1 Km. weiter oberhalb befindlichen Steg. Der Übergang war schwierig. Über fünf hohe Böcke waren runde ungeschälte Fannestämme gelegt, die beim Hinübergehen stark schwankten. Das Wasser unten war sumpfig, wer herunterfiel, mußte ertrinken. Mit viel Mühe und gefährlich schaukelnd balancierten wir mit Saß und Paß über all die fünf schwankenden Stämme, während einzelne Kugeln vorbeisangen oder ins Wasser schlugen und der Zugführer uns mit den schlimmsten Flüchen zur Eile trieb.

Es war mittlerweile dämmerig geworden, so daß nichts Rechtes mehr auszumachen war. So setzten wir uns nach bewerkstelligtem Übergang im nächsten Dorfe fest und bezogen Quartiere.

Nach einigen Tagen ging es weiter, an der Peipusflottenbasis vorbei, nach Süden. Bei Dierki kam es noch zu einem Gefecht, wobei wir das Dorf mit „Surrab“ nahmen. Wäh-

rend bei Zam ein Kampf stattfand, in dem neben anderen auch der Oberst verwundet wurde, machten wir 14 Mann stark einen Handstreich auf Podlipje, wo wir vor den Augen zahlreicher feindlicher Kräfte, die sich düpierten ließen, ein M. G. nahmen. Am Tage darauf ging es über die Scheltjscha und bis nach Gorka, wo uns der Befehl zur Umkehr erreichte. Wir sollten über Odow und Narva nach Samburg gesandt werden.

## Fahrten.

Ich hatte ein wenig Urlaub gehabt und fuhr mit mehreren Kameraden zurück an die Front. Der Landeswehrkrieg war eben ausgebrochen und wir waren auf der Bahn ernstest Belästigungen ausgesetzt gewesen, so daß wir froh waren, als wir mit heiler Haut in der Narvischen Etappe angelangt waren. Hier boten sich neue deprimierende Eindrücke. Das Regiment hatte vor Gatschina bei Lissino und Riferino angegriffen und eine große Anzahl Toter und Verwundeter gehabt. Da eine Abteilung aus nächster Nähe Schrapnellfeuer erhalten hatte, so waren die Verwundungen sehr schwer und die Verwundeten, mit denen die Etappe gefüllt war, machten einen schrecklichen Eindruck.

Sehr niedergedrückt begaben wir uns auf den Bahnhof, wo wir Stunden und Stunden warten mußten, erst spät am Abend setzte sich der Zug in Bewegung . . .

Nach zweistündiger Bahnfahrt näherten wir uns Samburg. Der Zug verlangsamte sein Tempo. Dann ging es über die kürzlich ausgebefferte Zugabücke. Tief unten lag das zerbrochene Eisenwerk der zweiten großen Brücke, die von den Roten noch vor dem Abzug rechtzeitig gesprengt war. Rauschend stürzte das Wasser über die durch die Trümmer entstandene Barriere.

In anderthalb Werst Entfernung lag die Stadt Samburg am Ufer der Luga mit acht russischen Kuppeltürmen und einem hübschen Barockbau, der wohl aus schwedischer Zeit stammen mochte und jetzt als Kaserne diente. Rund um den erhöht liegenden Kern des Städtchens mit seinen wenigen Steinhäusern lagen weit ausgebreitete Vorstädte mit Holzhäusern und riesigen Gärten.

Auf der Station hielt ein langer Warenaug, voll von Kriegsmaterial. Die Wagen waren zum Teil demoliert — Beutematerial. Weiter hinten stand ein Panzerzug aus hölzernen Wagen mit hölzernen Schießscharten, feldgrün bemalt, mit M. G. gespickt und mit einer riesigen Andreasfahne. Sonst war der Bahnhof leer, zwischen den Schienen wuchs hohes Gras. Die Gebäude waren schmutzig, es fehlten Fensterscheiben. Auf dem Bahnhof herrschte ein Durcheinander von Soldaten des Talabschen Regiments, schlecht bekleidet, jämmerlich beschuht, „verloren und verkoddert“, die echten Kapustniks, aber mit himbeerroten Achselklappen und mit blendend neuen Kofarden — Ersatzmannschaften, die zur Front sollten, ehemals Überläufer aus der roten Armee. Dazwischen Offiziere mit grün—weißen, hellrot—weißen, blau—weißen, grün—roten Mützen, mit Orden und Adjutantenknäuren, mit Schleppjäbeln und Dolchen, einer den anderen an Eleganz überbietend und eigenartig von ihren zerlumpten Soldaten abstechend. Ein Charakteristikum der Nordwest-Armee.

Beim Bahnhofskommandanten erwies es sich, daß am selben Tage kein Zug mehr zu Front ging und Quartier nur in einer verlausten Kaserne zu haben war. Wir erhoben gewaltigen Krakehl, erklärten, wir kämen eben entlaust aus der Heimat und wünschten ein sauberes Quartier. Nach langem Pourparler stellte uns der anscheinend sehr nervöse Kommandant einen Quartierschein aus, das dazugehörige Quartier sollten

wir uns selbst suchen. Wir streiften die nächsten Straßen ab, fanden ein properes Häuschen und klopfen an. Da sich auf wiederholtes Pochen niemand meldete, vollführten wir mit Stiefeln und Gewehrkolben einen Mordsradau. Ein tobtleiches Weib machte auf und führte uns hinein. Ob sie uns für Plünderer hielt oder durch die Bolschewikenzeit verschüchtert war, weiß ich nicht. Jedenfalls gelang es uns nur mit Mühe sie zu beruhigen. Wir richteten uns auf der Diele des Wohnzimmers ein und verbrachten diese letzte friedliche Nacht leidlich ruhig. Am Morgen schieden wir freundschaftlich von der Hausfrau, die mitlerweile den Schreck überchlafen hatte . . .

Nach einer endlosen Fahrt verließen wir bei Wolossowo den Zug. Auf einer Podwode, einem schäbigen Bauernwägelchen, ging es ins Land hinein. Es war spät geworden und in der beginnenden Dunkelheit nichts Genaueres zu sehen. Ein unangenehmes Gefühl der Unsicherheit befiel mich und war nicht recht loszuwerden: „Wie, wenn ich den letzten Posten verfehle und einfach zu den Roten kutsche?“ Zuletzt trafen wir einen Bauern, den wir anhielten und ausfragten. Es ergab sich folgendes Frage- und Antwortspiel:

„Sind hier irgendwo Soldaten?“

„Sehr wohl, Herr, dort hinter dem Walde im Dorf.“

„Rote oder Weiße?“

„Gott möge sie kennen! Sie kommen, sie gehen, essen unser Brot, woran soll man sie unterscheiden?“

„Sind Deutsche darunter?“

„Wie soll ich das wissen. Ich habe keine gesehen!“

„Aber Leute mit Helmen?“

„Ich weiß nicht!“ „Was sind das für Soldaten, Reiter oder Fußvolk?“ — „Kanonen“ —

Nun war guter Rat teuer. Dem Bauer hätten die Helme, die hellen grauen Röcke des Baltenregiments auffallen müssen.

Andererseits konnten die Kanonen nicht den Roten gehören, denn wir konnten doch unmöglich mehrere Werst hinter der roten Front sein. Es konnten daher nur die Unseren sein. Wir beschloßen also auf die Kanonen loszugehen und unser Glück zu probieren und kamen richtig bei der Batterie des Baltenregiments an. Von da wurde uns dann der Weg zu unseren Abteilungen gewiesen.

## Sapolje.

Nach einer kurzen Ruhepause spitzten sich im Juni die Kampfhandlungen zu einem fast dramatischen Höhepunkt zu.

Die Roten hatten eine frische, ausgewählte Division (srodnaja divizion) mit mehreren Tausend Mitkämpfern, zahlreichen M.-G., guter Ausrüstung und 8 leichten und 2 schweren Geschützen zur Umgehung der weißen Front angelegt. Dieser Stoß traf das Baltenregiment, welches infolge schwerer Verluste nur noch wenige Hundert Mann stark, bei Sapolje und Sachonje die rechte Flanke der Frontlinie hielt, von Osten und Süden. Nur durch aufopfernden Sicherungsdienst der Baltenreiter, die weit nach Süden vorgeschoben wurden, und eine beinahe über die kriegerische Leistungsfähigkeit hinausgehende Verlängerung der Front bis über Dsertizy heraus, gelang es den Stoß aufzufangen. 3 Tage und 4 Nächte griffen die Roten fast ununterbrochen unsere dünne Schützenkette an, die sich ohne Reserven und ohne Aussicht auf Unterstützung schlagen mußte. Die Artillerie, die allein auf den von 30 Mann besetzten Kirchhof von Sapolje etwa 1500 Schuß abgab, war außerordentlich gut geleitet und schoß zuletzt zum Teil mit direktem Ziel aus nächster Nähe. Trotz unerträglichster Übermüdung, trotz mehrtägigem Hungern brachte die Infanterie die Kraft zu kurzen aktiven Gegenstößen auf, die zur Erbeutung von Waffen, Kriegsmaterial und der so notwendigen Munition führten. Am 28. erreichte der Kampf seinen Höhepunkt, als es den Roten gelang im Morgennebel auf 50—80 Meter heranzukommen. Doch auch dieser Angriff wurde ab-

gewiesen. Die moralische und militärische Kraft des Häufleins von Baltenkämpfern hatte sich, allen ungünstigen Bedingungen zum Trotz, der roten wohl zehnfachen Übermacht gegenüber als überlegen gezeigt. Erst als am 29. Juni die Angriffe der Roten abflauten, erfolgte die Ablösung durch das Revalische Regiment. Die Stoßkraft der roten Umgehungsgruppe aber war gebrochen.

### Der Meldereiter.

Seit dem Morgen griff der Feind Sapolje an.

Unsere M.-G.-Gruppe hielt am hinteren Ende des Dorfes in Reserve. Bisweilen piffen Gewehrkugeln vorüber. Der Südrand von Sapolje lag unter schwerem Artilleriefeuer des Feindes. Dort lag der dritte Zug. Einige Häuser brannten bereits, eine dicke Rauchwolke zog sich über die Felder. Am Waldsaum prasselte M.-G.-Feuer des Feindes.

Wir lagen im Straßengraben neben unserem Wagen und beschäftigten uns so gut es ging. Ewert hatte seinen Toussaint-Langenscheidt hervorgezogen, in dem er bei jeder erdenklichen Gelegenheit studierte, Oskar stopfte einen kaputten grauen Wollstrumpf mit einem knallblauen Wollfaden, den er irgendwo aufgetrieben hatte, wobei er krampfhaft die Unterlippe vorstob, wenn ihm eine Masche entglitt. Die übrigen hatten einen Patronenkasten zwischen sich als Tisch aufgestellt und pokerten.

Dann kam ein Meldereiter aus dem Dorf — in einem Frenschrock und karierten Civilreithosen, den Säbel vorne durch die Riemen der Gepäcktasche gesteckt, einen japanischen Karabiner auf dem Rücken, in der rechten Hand ein großes angebissenes Stück Brot.

Er sah gepflegt und bei Laune aus, was wir mit leichtem Anflug von Neid bemerkten und rief uns, eifrig kauend, fröhlich zu: „Guten Tag, meine Herren, gut, daß ich aus dieser Pest

raus hin! Der Gaul war bei diesem Lärm kaum zu halten. „Oho, Oho“ — beruhigte er zwischendurch das immer noch unruhige Tier — „Rittmeister von Grünwaldt befiehlt: die M.-G.-Gruppe soll sich unverzüglich dem auf dem Kirchhof am Süüdende des Dorfes liegenden Zug zur Verfügung stellen.“

Dann ritt er, uns zum Abschied mit dem Kopf nickend und ein wenig schief im Sattel sitzend weiter.

### A m K i r c h h o f.

Ich stand auf dem Kirchturm von Sapolje Wache.

Vor mir breiteten sich kilometerweit wogende Roggenfelder aus, die bis Szmarra reichten, wo der Feind saß. Weiter hinten dehnten sich düster und schwarz die endlosen Wälder Sangermannlands.

Zu meinen Füßen, im engen baumbestandenem Kirchhof, hoben unsere Leute Stellungen aus. Es war eine harte Arbeit, denn der steinige Boden widerstand den kurzen Sandschaulfeln.

Langsam überblickte ich die breite Ebene — nichts zu sehen.

Lautlose Stille. Drüben links, hinter einem kleinen Wäldchen halbverborgen, stand der Panzerzug „Admiral Essen“ fertig zum Eingreifen. Er sollte uns im Notfall durch Flankierung Hilfe leisten. Die schwarze Silhouette der Wagen, die blau-weiße Andreasfahne darüber und der schneeweiße Rauch, der ohne Unterbrechung aus dem kurzen Schornstein der Lokomotive quoll und in Fegen den Waldbrand entlang strich, gaben einen hübschen koloristischen Effekt. Obgleich der „Admiral Essen“ nur aus Holz gebaut war, sah er doch schrecklich und drohend aus.

Unter mir im Turmzimmer hupte das Feldtelephon der „Kotkäppchenbatterie“, der stereotype Kontrollruf der Telephonisten „Konnaja batareja, ah, Konnaja batareja“ ertönte mit regelmäßigen Abständen.

Nach einiger Zeit kamen ein paar Neugierige zu mir auf den Turm. Einer brachte einen guten Feldstecher mit. Das Gelände wurde abgesehen. Da reichte mir plötzlich mein Nachbar das Glas hinüber und sagte: „Was geht denn dort bei der Scheune vor.“ Ich stellte das Glas ein, fand die bezeichnete Scheune und der Atem wollte mir stillstehen — sah wie in kaum tausend Meter Entfernung von uns sich eine Reihe brauner Flecken durch den Roggen bewegte. Bald hier, bald da hob sich eine geduckte Gestalt aus dem Korn, sprang ein paar Schritte nach vorn und verschwand dann wieder. Ich überflog blitzschnell die weitere Umgebung der Scheune — überall im Korn Bewegung, Getriebe: Kette auf Kette der Roten im Anrücken auf uns.

Auf meinen Alarmruf erschien sofort der Beobachter der Rotkäppchen, prüfte, überlegte und rief ein kurzes Kommando in den Fernsprecher. Ein schwerer Doppelknall ertönte hinter uns in der Mulde, eine Granate sauste über unsere Köpfe hinweg und eine hohe schwarze Staubfontäne stieg drüben hinter der Scheune auf, gefolgt von dem dumpfen Schall einer Explosion. Der Kampf war eröffnet . . .

\*

### Nordische Sommernacht.

Die Sterne blinkten schwach am hellen Himmel, am Horizont stand eine leichte Röte, ein Vorbote der nahen Morgendämmerung. Ein kühler Hauch strich über die Felder, bleigrau lag die weite Niederung da. Leichte Nebelstreifen krochen das Gebüsch entlang, sammelten sich in der Mulde, hatten sich an die Waldspitzen drüben und ballten sich zu einem dicken Klumpen zusammen. Die dunkle, zackige Silhouette des Waldes verschwand immer mehr und mehr hinter diesem Schleier. Eine Schnarrwachtel rief aus dem Roggenfeld, das leise wogte.

Auf dem Kleinen Kirchhof mit seiner massiven Kuppelkirche und den dicken alten Bäumen herrschte Ruhe. Seit Stunden war jetzt zum ersten Mal Feuerpause. Nur von Zeit zu Zeit jauchte eine Granate von Iswara herüber und schlug zwischen den alten verwitterten Gräbern ein, so daß Steine und Holzkreuze splitterten.

Alles schlief in den flachen, kürzlich gegrabenen Schützenlöchern, nur der Posten wachte, an einen Baum gelohnt und starrte in die „weiße Nacht“ hinaus. Auf dem Kirchturm, der von Granaten stark angekrakt war, stand ein zweiter. Im Portal der Kirche saß der „Abschnittskommandant“, dem die 15 Schützen und 4 M.-G. unterstellt waren. Er sprach durch das kürzlich reparierte Telephon mit dem Stabe und meldete den Verlauf des Gefechtes und wer verletzt war. Nachdem er geendet hatte, trat ich hinzu und ließ mir Einiges über die Gesamtlage erzählen.

Da krachte ein Schuß vorne beim Posten. Ich lief über Gräber, Granatlöcher, abgebrochene Äste zu meiner Gruppe.

Das Bild hatte sich mittlerweile völlig geändert. Der Nebel am Waldbrand war verschwunden, ein leichter kühler Morgenwind hatte ihn auseinander gerissen. Im Nordosten brannte der Himmel, der neue Tag begann.

Am Waldbrand schob sich eine dicke braune Kette vor. Die Führer weit voran. Wir sahen wie die Mäntel beim Laufen flatterten, sahen wie sich die Leute in den Roggen warfen. Hier und da trug ein Grüpplein von 3 bis 4 Mann eine Traglast — Kugelspritzen. Hinter der ersten Linie kam eine zweite aus dem Waldbrand und eine dritte. Es war wohl ein ganzes Bataillon, das den Angriff begann, oder gar zwei.

Ein heftiges Artillerief Feuer setzte ein. Schlag auf Schlag barsten die Granaten um die Kirche herum. Steine und Erde wirbelten auf und fielen prasselnd nieder. Ein brenzlicher, atemraubender Brodem stand zwischen den Bäumen.

Ich sah mich um. Mit starren, konzentrierten Gesichtern saßen meine Kameraden in ihren Erdlöchern. Kein Schuß fiel. Der Feind sollte sicher werden. Nur hin und wieder zuckte der eine oder andere nervös zusammen, wenn eine Granate zu nah einschlug, eine Kugel zu hart am Ohr vorbeifuhr.

\*

Wer wird den Eindruck einer Artilleriebeschießung je vergessen? Weit hinten, jenseits des Waldes, wohl sechs bis acht Kilometer entfernt, ertönte viermal hintereinander ein kurzer Doppelschall. Vier Abschüsse! Mit immer stärker und stärker werdendem Säusen und Pfeifen zog es heran, schraubte sich heulend durch die Luft, schwebte undefinierbar wo, über meinem Haupte. Wortlos, lautlos horchte ich, versuchte die Bahn des immer lauter herankommenden Geschosses zu erraten, zu berechnen. Alles in mir war gespannteste Erwartung, die Hände krampften sich um den Gewehrschaft, der Atem stockte. Da — mit einem jähen Knall von unbeschreiblicher Macht und Eindringlichkeit brach eine riesige Staubwolke zehn Schritt von meinem Schützenloch aus der Erde hervor und stieg höher, als die höchsten Bäume gegen Himmel. Rasenstücke und Steine fielen mit dumpfen Schall zur Erde nieder. Ein kleiner Kiesel traf schallend meinen Helm, daß es mir in den Ohren gellte. Langsam wirbelten Sprengstücke in hohem Bogen durch die Luft und verursachten ein Geräusch, ähnlich der Sirene einer Heulboje. Alle diese Beobachtungen, die sich mir in Sekunden aufdrängten, wurden durch den gewaltigen Lärm der weiteren Einschläge abgeschnitten, die Schlag auf Schlag im Abstand von wenigen Metern einer vom anderen den Boden aufwühlten. Vier Abschüsse — vier Aufschläge. Erleichtert hob ich den Kopf, ein Blick zeigte mir auch meine Kameraden, wie sie sich unversehrt aus ihren Schützenlöchern hervorreckten, um Umschau zu halten. Wir nickten uns zu. Kenn schnitt eine Grimasse. Durch das Säusen in den

zugefallenen Ohren hindurch tönte jetzt wieder das Knattern der Gewehre, das Rollen der M.-G. und das Pfeifen und Klatschen der Gewehrkugeln, Geräusche die vor dem Donner der Granateneinschläge zurückgetreten waren. Und schon wieder ertönten die vier dumpfen Doppelknalle jenseits der Wälder. Wieder ein Erstarren in krampfhafter Erwartung, wieder ein Sichanpressen an den Grund der flachen Grube, den einzigen armseligen Schutz, wieder ein atemloses Warten, Warten, Warten, Horchen, jähes Zusammenzucken beim Knall der Explosion und darauf wieder eine abgrundtiefe Erleichterung, ein sich Aufrichten, wenn die Gefahr überstanden war.

Das Krachen der Granaten, so oft in Büchern beschrieben, ist letzten Endes doch nie wirklich zu beschreiben. Wer es je aus nächster Nähe gehört hat, wird es nie vergessen. Trotz allem Schrecken wirkte es aber auf viele geradezu faszinierend und ich habe Kameraden gesehen, die im Laufe der Beschießung förmlich in einen begeisterten Taumel gerieten.

Aber auch andere Bilder blieben nicht aus. Ein siebzehnjähriger Kamerad geriet beim Meldegang in eine Serie von Granateinschlägen hinein. Eine breite dunkle Staubwolke verschlang ihn förmlich. Als sie sich lichtete, schwankte er uns entgegen und fiel bewusstlos zwischen die Gräber. Wir hoben ihn auf und trugen ihn ins Kirchenportal. Langsam kam er zu sich und sah sich mit irren Augen um. Sein ganzer Körper flog vor schreckhaftem Zittern, krampfhaft griff er um sich und klammerte sich an uns. Es schien, als ob er den Verstand verloren hätte . . .

\*

Stunde auf Stunde schlich dahin. Der erste schneidige Angriff der Roten war abgewiesen. Es hatte sich ein langwieriges Feuergefecht entwickelt, in dem die Roten sich an uns heranzugraben versuchten. Ein rasender Druck legte sich auf Schläfe und Stirn, eine hoffnungslose Müdigkeit nahm überhand, besorgte

Fragen sprangen auf: werden die Anderen durchhalten? Wird die Munition reichen? Wird sich der Feind niederhalten lassen? Wie steht überhaupt das Gefecht? Hat der Feind überhaupt Verluste? Aus den Augen der Kameraden las ich ähnliche Fragen. Einer von ihnen schien kontusioniert zu sein, er hockte teilnahmslos im Graben und übergab sich beständig. Das stundenlange Warten und nur gelegentliche Schießen bei beständiger Wachsamkeit war furchtbar und fraß an den Nerven. Um Ablenkung zu schaffen, ließ ich an einer geschützten Stelle die Gurtmaschine aufstellen. Drei Mann mußten leergegeschossene Patronenbänder neu gurten — eine langweilige Arbeit, sie erfüllte aber ihren Zweck und lenkte die Gedanken ab.

Plötzlich sah ich, wie an der vorspringenden Kirchhofsecke Carluscha W. im Kugelregen aufstand und auf die Dorfecke von Sapolje hin zeigte. Da, wo die Bahnlinie die Dorfstraße schnitt, sprangen plötzlich graue Gestalten auf. Ich erkannte deutlich Kameraden vom dritten Zug, weitere folgten. In langer Kette ging es auf die Roten los — Gegenangriff. Und da kam auch schon unsere ganze Linie in Bewegung. In aufbrausender Wut sprangen alle aus ihren Deckungen heraus und liefen, so schnell die Füße sie tragen konnten, auf den Feind zu. Durch die Mulde ging es, an einem Teich und einem grügestrichenen Landhaus vorbei, durch ein ganz und gar zertretenes Roggenfeld, in dem Erdmulden, leere Patronenhülsen und hier und da ein Toter die roten Stellungen bezeichneten. Ein Hurrah erscholl, die Nachbargruppe hatte ein Maschinen-Gewehr erbeutet. Kugeln piffen, es schien, als ob der Feind sich widersetzte, nachdem er anfänglich widerstandslos geflüchtet war. Trotzdem ging es weiter, bis wir auf den Höhen vor Iswara atemlos und völlig entkräftet halt machen mußten. Nun bekamen die Roten Oberwasser. Von allen Seiten ergoß sich ein Kugelregen auf uns. Zu unserem Glück fanden wir im tiefen, schluchtartigen Einschnitt der Eisenbahn Säuj. Hier waren wir zwar sicher, konnten aber weder vor,

noch rückwärts. Im rechten Moment rollte der Panzerzug heran, seine Kanonen und zahlreichen Maschinengewehre brachten die Roten zum Schweigen und wir konnten ungefährdet unter Mitnahme der Verwundeten und des erbeuteten Kriegsmaterials nach Sapolje in unsere alte Stellung zurück.

## Krasniža.

Mitternacht im Sumpfwalde.

Das Dickicht der Bäume läßt nur selten den hellen nördlichen Nachthimmel durchschimmern. Stockfinster ist es unter den Zweigen. Durch das Gebüsch, einen alten verwachsenen Graben entlang, schlängelt sich der Fußpfad.

Langsam stapfen wir dahin. Bei jedem Schritt versinkt der Fuß. Mühsam schleppen wir uns vorwärts. Bald muß man springen, bald wieder längere Zeit auf einem Hümpel stehen, wenn eine Stockung im Marsch eingetreten ist. Schnell sind wir trotz der nächtlichen Kühle in Schweiß gebadet und haben doch dabei nichtmal unser Gepäck mit.

„Wie gut, daß die M.-G. nicht mit sind,“ flüstert Anorre hinter mir: „es wäre ja ganz unmöglich sie hier durchzuschleppen, wo man beständig springen muß, und selbst kaum weiß, wie durchkommen.“

„Dafür wirst du sie morgen schön vermessen.“

„Still da, nicht reden!“ ruft es von vorne in grobem Ton, das Gespräch bricht ab.

Lautlos geht es weiter, nur die Seitengewehre und Schaufeln klappern bisweilen. Oder man hört einen unterdrückten Fluch, wenn einer zu tief einsinkt. Im Gänsemarsch geht es über eine Waldwiese, am schwarzen Waldrand liegt ein einsamer Bauernhof, ein Fenster ist noch erleuchtet. Darüber wölbt sich der helle, graue Nachthimmel. Ganz klar und ruhig leuchtet droben

im Zenith ein Stern. Ein friedlicher, fast wehmütig stimmender Anblick. Hohes Schaumkraut, das bis zum Gürtel reicht, wächst auf der Wiese. Von weitem sieht es aus, wie ein dünner Nebelschleier. Wir brechen die großen, weißen Dolden und stecken sie ins Knopfloch „zur Feier des Tages“. Dann geht es wieder ins Dufster des Waldes hinein. Wie gespenstige Arme greifen die Zweige nach den Marschierenden oder schlagen uns im Dunkeln auf den Helm, daß es nur so schallt. Gierig saugt der jumpfige Boden bei jedem Schritt die Stiefel ein. Es quatscht laut, wenn man die Füße hebt.

Da stapft der Burendoktor an uns vorbei, und im Vorbeigehen jagt er leise und freudig: „Die Stimmung ist gut, zum Überrennen!“

Und das ist auch nötig, sollen wir doch siebzig Mann stark am Morgen das Dorf Krasniza und die roten Positionen von der Rückseite her angreifen. Einen Mißerfolg darf es nicht geben, sonst sind wir alle verloren.

Bei Morgengrauen kommen wir am Rande des Waldes an und lagern uns auf einer feuchten Wiese. Ein kalter Luftzug läßt uns trotz des Hochsommers jämmerlich frieren, kein Bissen Brot ist vorhanden, um den plötzlich sich meldenden Hunger zu befriedigen. Trotzdem sind wir guter Stimmung, eine gewisse nervöse Fröhlichkeit belebt alle. Während des Wartens stößt eine Abteilung weißer Russen zu uns, die heute mitmachen soll.

Da kommt Kapitän Rügler von einer persönlichen Erkundung zurück und winkt mit dem Karabiner. Alles springt auf. Schnell wird im Buschwerk ausgeschwärmt, still und atemlos vor Erwartung geht es vorwärts.

Wird der Feind sich überraschen lassen?

Da! — ganz nahe — ein hallender Schuß! Eine Kugel klatscht durch die Büsche. Entdeckt!

Vorwärts, vorwärts! Knackend und krachend brechen wir durch das Gebüsch, den Helm vorgebeugt. Da teilt sich das

Dickicht, und vor uns liegt auf einer sanft ansteigenden Kuppe im hellen, goldenen Morgenjonnenschein das Dorf Krasniža. Dahinter in weiter Ferne die bläulichen Hügel von Sumsk, von wo wir gestern Abend ausrückten.

Ein gellendes Hurrah und in weiten Sprüngen geht es vor, durch einen kleinen Bach, der durchwatet wird und durch ein taunasses Roggenfeld. Die Roggenhalme legen sich mir wie Fußangeln um die Beine.

Vom Dorfe aus wird geschossen. Kugeln fahren zischend durch den Roggen, pfeifen durch die Luft. Einzelne Ähren fallen, wie geköpft, vom Salm. Die mit uns kämpfenden Russen zur Linken stützen und kauern sich nieder. Spott- und Schimpfworte fliegen zu ihnen hinüber, sie raffen sich auf und folgen. Einige braune Gestalten erscheinen am Dorfrand drüben, schießen und verschwinden wieder. Ein verstecktes M.-G. rattert los und verstummt. Ich überklettere hastig einen Gartenzaun und reiße mir ein riesiges Loch in den Rockchoß, springe stolpernd über die weichen Beete eines Gemüsegartens und erreiche an einer Hütte vorbeilaufend die Dorfstraße. An der Rückseite des Hauses stehen ein paar verlumpte Gestalten in Schinels, den roten Stern an der Mütze, sie pressen sich an die Wand und heben die Hände, ihre Gewehre liegen abseits. Einige weiße Russen stürzen sich auf die Gefangenen, kramen ihre Taschen durch und traktieren sie mit Pflffen, bis wir dazwischen treten . . .

Wenige Minuten später sind wir in langer dünner Kette ausgeschwärmt im Vorgehen auf das nächste Dorf. Ein herrlicher, frischer Mut belebt alle, es ist, als ob uns das Leben neu geschenkt wäre.

## Musikowo.

Der Marsch durchs Dickicht stockte. Die Kolonne sammelte sich auf einer kleinen Lichtung. Ermüdet, erhitzt und ein wenig verdrießlich setzten wir uns im Schatten hin. Oberleutnant Kügler hatte sich mit der Karte hingehuckt und beratschlagte mit seinem Bruder. Die Karte schien nicht recht zu stimmen, oder sollten wir uns am Ende verirrt haben? Es herrschte eine dumpfe, lastende Hitze im Walde und unzählige Mücken wimmelten im Windschutz der Bäume. Eine große Abspannung machte sich geltend.

Eine Patrouille ging vor, während wir ruhten. In einer halben Stunde war sie zurück und es ging über mehrere weglose Waldhügel und durch Sumpfpattien weiter. Bei einem Wasserloch wollte ich trinken, schrak aber doch zurück, als ich die Menge von Mückenlarven und Wassertieren darin sah. Beim Ersteigen eines Hügels hörten wir vorne links Gewehrschüsse. Im Laufschrift ging es vor. Der Wald lichtete sich, vor uns lag ein weites Roggenfeld und eine sumpfige Mulde, von Koppelzäunen umgeben, dahinter ein Dorf, das sich den Abhang eines kleinen Hügels hinaufzog. Im Laufschrift ging es durch den Roggen. Rechts von uns schwärmte der vierte und fünfte Zug aus, die hellgrauen Sommerblusen waren im Sonnenschein deutlich zu sehen. Wir liefen den Abhang hinab. Vor unseren Füßen schlug eine M.-G. Garbe in den Wiesenrund. Einzelne Erd- und Grassstücke wurden aufgewirbelt. Ich sah, wie mein Nachbar zur Rechten instinktiv hochsprang um seine Beine zu retten und mußte lachen. Das Feuer wurde dichter, obgleich vom Feinde

beim besten Willen nichts zu sehen war. Während die schweren M.-G. feuerten, durchkrochen wir die Zäune auf der Wiese und drangen ins untere Ende des Dorfes ein. Völlig außer Atem liefen wir die Dorfstraße hinauf und stießen fast mit einem Haufen Roter zusammen, die sich anscheinend im Schutze eines Hauses gesammelt hatten und nun mit gefälltem Bajonett auf uns losgingen. Zum vielem Überlegen fehlte die Zeit, wir schmissen unsere Kasten und Lasten ab und griffen zu Revolver und Gewehr. Auf zehn Schritt gab ich den ersten Schuß ab, der aber in der Eile und Aufregung fehl ging. Der vorderste Rote ließ vor Schreck sein Gewehr fallen und hob die Hände. Wir sprangen hinzu, schüchterten die Übrigen durch einige Drohworte ein und entwaffneten sie. Die Gefangenen mußten sofort unsere Munitionskasten aufnehmen und weiter ging es, so schnell wir konnten, an den gegenüberliegenden Dorfrand, da wir hofften noch auf flüchtende Rote zum Schusse zu kommen. Da sich aber kein Ziel mehr bot, ließen wir drei Mann am Gewehr zurück und gingen wieder ins Dorf, um unsere Gefangenen abzuliefern und nachzusehen, ob die Roten irgend etwas Eßbares zurückgelassen hätten. Richtig fanden wir im Graben am Wege einen großen Sack mit schönem, weißen Stückzucker, über den wir uns außerordentlich freuten, der uns aber nach einer halben Stunde wieder gestohlen wurde. Eine Feldküche voll schönster, noch heißer Beetenuppe stand in einem Hof. Welch eine köstliche Beute nach dem langen Marsch! Wir nahmen sofort die Feldkessel vom Gurt und die Löffel aus dem Stiefelschaft und machten uns ans Essen. Dann schöpften wir unsere Kessel für die am Gewehr Zurückgebliebenen voll und machten uns auf den Rückweg.

Untermwegs trafen wir Kameraden vom ersten Zug, die sichtlich ermüdet und deprimiert waren. Auf unseren fröhlichen, neckenden Gruß, erhielten wir die traurige Nachricht, daß der erste Zug große Verluste gehabt hatte. Er wäre zu früh vorge-

gangen und hätte längere Zeit in konzentrischem Feuer gelegen. Diese Nachricht schlug alle Siegesfreude in uns nieder. Wir wollten es kaum glauben, daß dieser Tag, der so gut und harmlos begonnen hatte, so enden sollte.

Wir blieben im Dorf, bis Pferde und Wagen für die Toten requiriert und die Verwundeten versorgt und verbunden waren. Dann machten wir uns schnell auf, denn der Anmarsch überlegener roter Truppen wurde gemeldet. Die Verwundeten wurden von je vier Kameraden auf Tragbahren mit langen, schwanfenden Stangen getragen. Sie litten sehr unter der Hitze. Einer von ihnen hatte einen Schuß durch beide Beine erhalten. Beim Verbinden mußten ihm die Beinkleider aufgeschnitten werden und um nun seine Blöße zu bedecken, hatte man im ersten, besten Hause eine rote Decke requiriert und ihn damit zugedeckt. Bei näherem Zusehen erwies es sich später zur großen Überraschung und Heiterkeit aller, daß die Decke nichts Geringeres, als die Fahne des aus Mukowo vertriebenen roten Bataillons war, sie wies ein Monogramm und Trozkis Namen in Goldstickerei auf. So wurde der Verwundete, wie er selbst scherzend erklärte, als Triumphant nach Sumsk zurückgetragen.

## Zufje.

Wir marschieren seit Stunden im dichten Walde.

Plötzlich stockt die Kolonne, vorne fallen einige Schüsse. Eine Kugel pfeift über unsere Köpfe hinweg, dann prasselt plötzlich bei der Vorhut ein heftiges Gewehrfeuer los. Wir werfen uns in den tiefen Straßengraben und warten.

Über unseren Köpfen schlagen die Kugeln klatschend in die Bäume und reißen einzelne Blätter ab. Ein abgeschossener Zweig fällt mir vor die Füße. . . .

Wohl eine halbe Stunde liegen wir da, unter dem unsichtbaren Feuer des Feindes geduckt, da braust plötzlich vorne im Walde ein heftiges Hurrah los, das Schießen verstummt. Nur ein paar einzelne Schüsse fallen noch, sie hallen laut und hohl.

Schweigend sitzen wir im Graben und freuen uns der unwilligen Ruhe. Die Sonne liegt grell auf der weißen, staubigen Landstraße, die Luft zittert darüber — kein Windhauch bewegt die Blätter der Bäume.

In all der traumhaften Stille des Julitages reizt uns dann plötzlich ein hartes Kommando auf. Hastig und überstürzt treten wir an und marschieren los. Dicker Staub hebt sich unter unseren Füßen. Die Sonne brennt. Außer dem Stampfen vieler Füße, dem Klappern der Schaufeln und Seitengewehre ist nichts zu hören. Bald sind wir an der Kampfstelle.

Quer über eine kleine Waldwiese, auf der eine alte, verwitterte Buschwägerei liegt, läuft eine Reihe von Schützen-

löchern. Der frisch aufgeworfene Sand leuchtet zwischen dem hohen Gras in der Sonne. Im Graben neben der Straße liegen ein paar Tote, mit verkrümmten Fingern, verglasten Augen und in grotesk verzerrten Stellungen. Dem zu oberst Liegenden ist durch einen Bajonettstich Mantel und Brust zerlegt worden, dieses rotbraunes Blut steht auf der Wunde, klebt an Gesicht und Händen. Das beschmutzte Gesicht ist so bleich, daß wir den Toten anfangs für einen der berüchtigten chinesischen Sowjetkämpfer halten.

„Hallo! nimm zwei Mann mit und such die Gräben ab,“ ruft mir der Zugführer zu: „wir brauchen noch 6 Feldschaukeln und zwei Spaten mit langen Stielen für unseren Zug, ebenso M. G. Bänder. Wenn Du einen guten Mantel findest, nimm ihn auch mit, Erichs Mantel ist schon sehr kaputt.“

Ich gehe den Graben entlang. Seit Monaten sind wir darauf angewiesen unsere Ausrüstung vom Feinde zu ergänzen. Leider ist auch das Material der Bolschewiken nicht ganz auf der Höhe.

## Frühkartoffeln.

Es ist düster in der engen, kleinen Bauernstube. Der Regen prasselt an die Scheiben. Im großen, offenen Ofen brennt ein munteres Feuer, das ein unruhiges Licht in das Zimmer wirft. Vor dem Herde steht die Chojjaka und kocht, neben ihr Kenu, der etwas vom Kochen versteht und ihr helfen soll. In der Mitte des Zimmers wäscht sich Oskar von C., bis an die Hüften entblößt. Er schrubbt sich eifrig, ohne sich um die weiblichen Hausbewohner zu kümmern.

„Tsch ty, Tschuda! Sieh mal an, der Sonderling,“ sagt der kleine Haussohn, „selbst am Dreitag wäscht er sich!“

Am Tisch ist das M. G. aufgestellt, der Mechanismus ist herausgenommen und liegt ausgebreitet auf dem Tisch. Tint puht ächzend und stöhnend, beide Ellenbogen auf den Tisch gelatscht. Dann sagt er in kläglichem Ton, wie um Mitleid werbend:

„Und ich wollte doch gerade heute einen Brief an meine Tante nach Dorpat schreiben, daß sie mir Zigaretten schicken soll! Wieder ist nichts daraus geworden! Dieses ewige M. G. reinigen! morgens, mittags und abends immer daselbe! Alle fünf Finger wird das M. G. in den Regen hinausgeschleppt, natürlich muß es rosten!“

Wir anderen begegnen seinen Vorwürfen mit Gleichmut. Er war dabei geklappt worden, daß er auf Posten gelesen hatte, und war zu drei Tagen M. G.-reinigen verknackt worden. Es war allmählich Brauch geworden, ähnliche Vergehen nicht höheren Ortes zu melden, sondern dem Schuldigen die

Nachtwachen und andere unsympathische Arbeiten aufzubürden. So verband man das Nützliche mit dem Unangenehmen und war geneigt, die Klagen des Sünders mit einem gewissen wohlwollenden und beschaulichen Gleichmut von seinem Strohlager aus anzuhören.

Da kommt der Bauer schimpfend herein. Wütend macht er sich daran, im Ofen nach einem Stück glühender Kohle für seine Pfeife zu suchen.

„Nu! Paramon Trofimytich, was ist mit Dir? Was haben Dir die verfluchten Soldaten getan!“

„Euer Hochwohlgeboren, helft mir! Mein Kartoffelfeld haben die Räuber umgegraben und alles mitgenommen, dabei sind sie noch nicht mal reif!“

Fink lacht grell auf: „Aha, und selbst hast Du uns zum Nachbar auf die Felder geführt! — Das geschieht Dir recht!“

„Was ist dabei? Ich muß doch mein Gut zusammen halten!“

„Das kommt vom ewigen Stehlen,“ mischt sich Oskar von C. erregt ins Gespräch und kommt mit dem triefenden Waschlappen in der Hand näher heran: „man macht sich nur unbeliebt.“

„Ach schweige Du,“ knurrt Kenn erbittert. „Du hast auch im Frühling gesagt, man solle kein Heu requirieren, bis alle unsere Pferde fielen, und wir einen riesigen Küffel für schlechte Pferdebehandlung erhielten. Sollen wir vor Hunger sterben? Oder, meinst Du, wir können von den Rationen leben? Denkst Du, mir macht es Spaß unreife Frühkartoffeln zu essen?“

Oskar gibt nicht so leicht Klein bei.

Es entspinnt sich eine lebhaftere Auseinandersetzung, bei der große Worte über Moral und ähnliche Begriffe laut werden, während der Bauer seine Pfeife anraucht und wieder verschwindet. Er wird sich wohl nach einigen „dreietagigen“ Flüchen getröstet haben.

## Nachtwache.

Gegen 2 Uhr nachts waren wir alarmiert worden, waren auf eine sandige Kuppe vor dem Dorf hinausgezogen und hatten uns dort notdürftig eingegraben. Heftiger Kampflärm war beim Chutor Merezewka zu hören gewesen. . . .

Es verging eine Stunde, das Gefecht dauerte an. Ein kühler Wind strich über die Kuppe, die Nacht war kalt und gegen Morgen fiel starker Tau. An Schlaf war trotz großer Müdigkeit nicht zu denken, da der Erdboden zu naß war. Ich grub mir mit der kleinen Sandschaufel ein so großes Loch in den Sand, daß ich mich der Länge nach hinlegen konnte und Windschutz hatte, so schien es erträglicher. Bald jagte mich aber doch wieder die Kälte und Nässe des Bodens auf. Ich kauerte mich schließlich auf den Rand der Grube hin und versuchte im Sitzen ein wenig einzunicken. Da stockte plötzlich das Schießen in der Ferne, es erklang ein dröhnendes, fremdartig gezogenes Hurrah, auf welches kurze Zeit später zwei Handgranatenschläge folgten, dann setzte langsam wieder Einzelfeuer ein. Ich wurde mit einem Ruck wach. Was ist los? Wie steht es beim vierten Zug? Sind die Roten zum Nahangriff herangekommen? Die Armen vom vierten Zug!

Der Zugführer kam bei uns vorbei und rief Einzelne auf. Sorchposten wurden in das Gebüsch vor uns vorgetrieben, eine Patrouille ging zur Sicherung in das Vorgelände hinaus. Allerhand Fragen und Zweifel erhoben sich. Alle Müdigkeit war mit einem Schlage vergangen. Wir sahen die M. G. durch,

erweiterten und maskierten die Schützenlöcher. Zwischendurch fiel mir auf, daß die Sonne bereits heraus war und merklich wärmte. Da legte ich mich in den Sonnenschein, schob mir einen Patronenkasten unter den Kopf und schlief ein. . . .

Ich wurde erst geweckt, wie alles schon im Aufbrechen war. Wir gingen ins Dorf zurück, da vom vierten Zug unterdessen gute Nachrichten gekommen waren. Er hatte sich im letzten Augenblick der drohenden Umzinglung entziehen können, so daß der Stoß der Roten ins Leere ging.

Im Quartier angekommen, legten wir uns zur Ruhe nieder, um die gestörte Nacht nachzuholen.

## Sommerabend.

Die Sonne war untergegangen, es dämmerte langsam.

Die breite Dorfstraße war still geworden. Die Bauernjungen, die eben noch schreiend und lärmend Butterloch gespielt hatten, waren verschwunden. Hier und da saßen noch Kameraden auf den Treppentufen vor ihrem Quartier und schwatzten oder rauchten still vor sich hin.

Ich schlenderte mit dem alten Doktor langsam ans Ende des Dorfes, das erhöht lag und von wo aus es einen weiten Blick nach Norden gab.

Stille ringsum.

Leise nur hallte ein langgezogenes, melancholisches, russisches Volkslied herüber. Die Dorfjugend hatte sich nach alter Sitte versammelt, um in der Dämmerstunde ein wenig zu singen und zu tanzen.

Am Horizont stand ein leichter Schimmer, dort, wo die Sonne für wenige Stunden untergetaucht war. Dazwischen leuchtete es hinter den Wäldern hell auf, wie nächtliches Wetterleuchten. Ganz ferne grollte Kanonendonner: die Schlacht von Krassnaja Gorka war im Gange.

Einige Schritte vor uns stand der Posten. Bewegungslos auf sein Gewehr gestützt, starrte er in die Dämmerung hinaus. Bei einer Wendung des Kopfes glänzte der Helm im matten Widerschein des Himmels.

Die Stille des Abends bedrückte uns beide.

„Jetzt sind schon wieder drei der Besten gefallen,“ sagte der Doktor neben mir leise und nachdenklich: „wohl nur drei, aber es häuft sich allmählich. Bald haben wir ein Fünftel allein an Toten verloren. Es ist wie eine langsame Vernichtung. Für wen? Wozu?“ ...

Erst Monate später, als ich schon längst vom Dienst befreit worden war, fand ich mit dem größeren Abstand von den Ereignissen die Antwort auf diese Frage:

Auf irgendeinen materiellen Nutzen hat wohl niemand von uns, die wir uns an jenem denkwürdigen Abend des 27. November im Saale der Livonia zu den Waffen meldeten, gehofft. Uns allen lag daran, nicht noch einmal in die Hände der Bolschewisten zu fallen. Ein nochmaliger Terror hätte doch sicher zum Untergang geführt, so wollten wir vorher wenigstens noch einen letzten Rettungsversuch unternehmen. Mit einem militärischen Erfolg zu rechnen wagten wir nicht. Uns hielt damals wohl nur das Bewußtsein aufrecht, daß wir zum erstenmal nach Jahrhunderten unser Schicksal wieder in unsere eigenen Hände nehmen konnten.

Der große Entschluß zur eigenen Tat, zum eigensten Opfer gab uns Kräfte und begeisterte uns.

Was später kam, die Befreiung des Landes, die Errettung der Angehörigen in Dorpat, war wie ein unerwartetes Geschenk vom Himmel. Im Grunde war unsere eigentlichste Aufgabe damit erfüllt. Die Kämpfe des Juni und Juli 1919 wurden nicht durch einen politischen Willen unserer Gesamtheit getragen und gerechtfertigt.

Daß sie uns trotzdem nicht nur tragbar schienen, sondern auch als heilige Erinnerung in unserem Gedächtnis fort dauern, beruhte auf dem im Baltiregiment lebendigen Geiste kame-

radtschaftlicher Verbundenheit, der nie so stark ausgeprägt war, wie gerade in den Sommertagen 1919, auf dem aus germanischer Gefolgschaftstreue erwachsenen unbedingten Vertrauen zu unseren Führern und auf dem Gefühl, in diesem Kampf gegen den Osten als Träger einer uralten Tradition dazustehen.

---

## Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Dienst . . . . .	5
2. Ausmarsch . . . . .	9
3. Weihnachtsabend . . . . .	11
4. Kälwando . . . . .	13
5. Verfolgung . . . . .	16
6. Quartier . . . . .	18
7. Entenschmaus . . . . .	20
8. Feldpostbrief . . . . .	22
9. Gorodenka . . . . .	24
10. Ostern . . . . .	28
11. Feldpostbriefe . . . . .	31
12. Vormarsch . . . . .	34
13. Odow . . . . .	38
14. Kunesjtje . . . . .	40
15. Fahrten . . . . .	43
16. Sapolje . . . . .	47
17. Krasniža . . . . .	56
18. Mulikowo . . . . .	59
19. Ustje . . . . .	62
20. Frühkartoffeln . . . . .	64
21. Nachtwache . . . . .	66
22. Sommerabend . . . . .	68

---